Eglantine

Eglantine.

Ein Roman

von

der Prinzessin **

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1852.

Inhalt.

Seite

Hartlinger's Vergangenheit. Eine Episode.

Auenbach.

Eine kleine Tagereise von Berlin liegt ein dem Grafen Georg von Fels gehöriges Schloß; umgeben von einem freundlichen Dorfe ist es, zum Theil noch aus den Feudalzeiten herstammend, auf einer Anhöhe in gothischem Geschmack erbaut und bietet aus seinen Fenstern die schönste Aussicht dar; denn Auenbach ist von fruchtbaren Ebenen und dichten Waldungen umgeben, durch die sich malerisch theilweis dicht bewaldete Hügelketten ziehen.

Der vorletzte Besitzer von Auenbach, Graf Eduard von Fels, war unvermählt gewesen, weshalb nach seinem Tode das Schloß an seinen Brudersohn Georg gefallen war und einige Jahre verödet gestanden hatte; denn Georg lebte auf seinen Gütern in Schlesien oder in Berlin; doch sprach man bereits davon, daß

der neue Besitzer, um sein Erbe in Augenschein zu nehmen, nächstens einmal nach Auenbach kommen werde.

Der verstorbene Graf Eduard von Fels war einst, als ältester Sohn eines reichen Vaters, als Erbe einer mächtigen und vornehmen Familie, hoch geehrt und gefeiert worden, und viele der angesehensten Familien wären gern durch eine Heirath dieser oder jener ihrer Töchter und Graf Eduards in nähere Verbindung mit der Familie Fels getreten; aber dieser schien damals seine Freiheit behaupten zu wollen und, sich mit der glänzenden Rolle begnügend, die er in der großen Welt spielte, die Freuden der Häuslichkeit zu verschmähen.

Von Jugend auf gehörte Graf Eduard zu den Freunden und Genossen des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen; an seiner Seite, unter seinem Commando hatte er die Feldzüge von 1792, 93 und 94 mitgemacht, hatte damals, wie früher des Prinzen leichtsinnige Freuden, auch Noth und Gefahren mit diesem getheilt. Wie Prinz Louis Ferdinand, hatte auch Graf Fels für Deutschlands Freiheit geglüht,

wie dieser hatte er die Schmach des Vaterlandes tief empfunden, und war in des Prinzen Nähe gewesen, als diesen bei Saalfeld die todbringende Wunde traf. Doch glücklicher als sein hoher Freund, den er aufrichtig und tief betrauerte, kehrte er später mit den Siegern heim; über Preußens, über Deutschlands Wiedergeburt, die auch dem Prinzen so am Herzen gelegen hatte, hoch beglückt, für sein Vaterland, für seinen König glühend und schwärmend, bezog er sein Schloß in Auenbach, um, so schien es, denen beizustehen, die durch den Krieg das Ihrige verloren hatten, Andern das Wenige, was ihnen geblieben war, retten zu helfen.

War es der Wunsch, durch ein wohlthätiges Streben eine stürmisch verlebte Jugend wieder gut zu machen, manche mahnende Erinnerung, die in stillen Stunden ihn peinigen mochte, dadurch aus seinem Schuldbuche zu tilgen, oder Drang eines edlen Herzens, kurz, Graf Eduard Fels war der Vater, der Helfer und Abgott seiner Unterthanen geworden und war es bis an seinen Tod auch geblieben.

Einige Jahre später als Graf Eduard Fels hatte die Wittwe eines geachteten Offiziers, die Majorin von Stein, ebenfalls Auenbach bezogen. Sie hatte von dem Rest ihres Vermögens, das durch den Krieg fast ganz geschmolzen war, ein kleines Haus mit daran stoßendem Garten gekauft und lebte da still und einfach mit einer einzigen Dienerin von ihrer Pension.

Graf Fels, der den Gatten der Frau von Stein gekannt hatte, wußte auf zarte Weise der Wittwe dieses von ihm hoch geachteten Cameraden manche Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen, was Frau von Stein, dankbar anerkennend, durch wahre, aufrichtige Freundschaft lohnte.

Oft suchte der Graf seine Freundin in ihrer einfachen Wohnung auf, oder sie kam herauf auf das Schloß, wo sie mit ihm und dem Pfarrherrn Frank und dessen Frau recht frohe Stunden verlebte.

Auch für Frank und seine Familie war der Graf ein helfender Freund gewesen, denn den einzigen Sohn des Pastors, den jungen Johannes, ließ er unterrichten und später eine Universität beziehen.

Johannes hing aber auch mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit an seinem Wohlthäter und litt es nie, daß man irgend eine Anspielung machte, wie zum Beispiel: Graf Eduard habe wohl etwas rasch gelebt in seiner frühesten Jugend, und dergleichen mehr.

Der Graf sah es gern, wenn Johannes ihn aufsuchte; er scherzte gern mit dem jungen Theologen, der auch als Student seine fast mädchenhafte Schüchternheit, die ihn schon als Knabe oft zur Zielscheibe von des Grafen Witzeleien gemacht, beibehalten hatte, und der oft tief erglühte und die Augen senkte, wenn Graf Eduard, was nicht selten geschah, von einem ernsten, tief durchdachten Gegenstand plötzlich zu leichten Scherzen überging, die, mit französischen Calembourgs untermischt, an seine Jugend und an die Emigrirten erinnerten, mit denen sich Prinz Louis Ferdinand eine Zeitlang in Spaa und Berlin vorzugsweise umgab.

Allein dadurch verlor sich die Achtung und Verehrung, die Johannes für den Grafen hegte, nicht, und auch Graf Fels blieb, wenn auch dann und

wann Johannes pedantisch=strenge Sittsamkeit belächelnd, dem jungen Mann von Grund seines Herzens gewogen, und als später dieser seine Studien vollendet hatte, verschaffte er ihm eine Stelle als Hofmeister bei einem ihm verwandten Knaben, wo Johannes aber nicht allzulange verblieb, denn als die Pfarrstelle in Auenbach durch den Tod seines Vaters frei wurde, rief sein Gönner ihn an dessen Stelle.

Nur kurze Zeit erst hatte Johannes des Vaters Amt verwaltet, als er sich auch schon das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde erworben hatte; eine ihm aber noch ganz besonders ergebene Bewohnerin von Auenbach war und blieb die verwittwete Majorin von Stein, die nicht selten auch den jungen Mann um Rath zu fragen pflegte.

Zwei Jahre war Johannes bereits der Seelenhirt in Auenbach, als Frau von Stein ihm eines Tages angekündigt hatte, daß sie die hinterlassene Tochter ihrer Schwester, die damals zwölfjährige Eglantine von Borneck, zu sich nehmen und ihre Erziehung selbst leiten werde, ihn aber zu diesem

nicht leichten Unternehmen um seinen Rath und Beistand bat.

Gern hatte Johannes damals diese Gelegenheit ergriffen, seiner Freundin zu dienen, und als Eglantine, ein munteres, frisches Kind mit großen, blauen Augen und dunkelblondem Haar, gekommen war, hatte Johannes selbst einige der Unterrichtsstunden übernommen, und ihm war es gelungen, was der alte, halb taube Schulmeister des Orts vergebens erstrebte, die Aufmerksamkeit der lebhaften Kleinen zu fesseln. Ihr junges Herz hing sich mit warmer Liebe an den jugendlichen Lehrer, dem sie jubelnd entgegensprang, so oft er sich ihrer Wohnung nahte, während sie nur mürrisch und verdrossen den Schulmonarchen empfing.

Eglantine.

Drei Jahre schon hatte Johannes seine Schülerin zu bilden gestrebt, denn auch nach der Confirmation hatte er, auf Frau von Stein's Wunsch, den Unter-

richt fortgesetzt, und sein Verhältniß zu Eglantinen war trotz dieses Lebensabschnittes dasselbe geblieben, denn auch sie hatte ihr Betragen gegen den Lehrer nicht geändert und war noch immer so ungezwungen heiter, ja ausgelassen und oft recht kindisch muthwillig wie früher geblieben, bis ein Ereigniß, welches das ganze Dorf in Trauer versetzte, auch ihre junge Seele ernster stimmend plötzlich reifte. Es war der Tod des Grafen Fels, welcher, da er schon hochbejahrt war, wohl zu erwarten gewesen, allein Allen dennoch zu früh eintrat.

Besonders ergriffen war Frau von Stein, die, selbst schon hoch in den Jahren, nicht nur in Graf Fels einen langjährigen, treubewährten Freund verlor, sondern auch an ihr eigenes Ende lebhaft dadurch erinnert mit sorgender Liebe an ihr Pflegekind dachte. Johannes betrauerte den verstorbenen Wohlthäter tief und wahr, aber ruhiger als Eglantine, die, als Johannes das erstemal nach des Grafen Fels Tode zu ihrer Tante kam, sich ihm weinend in die Arme warf.

Johannes suchte sie zu beruhigen, er strich ihr

sanft die Haare von der Stirn und wollte ihr freundlich zureden, doch als sie, die großen, dunkelblauen Augen zu ihm aufschlagend, ihn traurig fragend anblickte, schrak er zusammen, hohe Röthe färbte seine Wangen, die dann plötzlich wieder einer auffallenden Blässe wich. Eglantine aber, ebenfalls dunkel erglühend, das Tuch an ihre Augen pressend, eilte fort — weit — weit hinaus in den Wald, dort setzte sie sich unter eine Eiche, dicht von Gesträuch umgeben. Gedankenvoll lauschte sie hier dem Gesange der Vögel, das Murmeln der Quelle schien ihr Neues, Niegehörtes zu künden; sie weinte wohl noch, aber es waren keine Schmerzensthränen mehr, ein wehmüthig-freudiges Sehnen beklemmte ihre Brust, und, ohne zu wissen was sie that, pflückte sie Blatt nach Blatt von den Sträuchern an ihrer Seite ab und warf sie gedankenlos in den Waldbach, an dessen Ufern die Eiche stand. So traf sie die alte Magd ihrer Tante, die von dieser ausgeschickt war, das entflohene Kind zu suchen.

Von diesem Tage an hatte sich das Verhältniß zwischen Eglantine und Johannes geändert: —

Beide hatten sich fremd, ja schroff gegenüber gestanden, der Unterricht war, wie in stillschweigender Übereinkunft, unterblieben, und obgleich Johannes noch täglich zu Frau von Stein kam, dieser vorlas, mit ihr und der Nichte spatzieren ging, so wurde doch sein Verhältniß zu der Letzteren nie wieder das alte, vertraulich-ungezwungene.

Während Johannes von Tag zu Tag ernster wurde, schwand bei Eglantinen nach und nach wieder der träumerische Zustand, in den sie für einige Zeit gefallen war, und die frühere Lebhaftigkeit brach wieder in vollem Maße hervor. Heiter und oft bis zur Ausgelassenheit fröhlich, durchschwärmte sie, meistens allein, Feld und Wald; wem sie begegnete, dem rief sie muntere Scherze zu, oder eilte eine Strecke Wegs mit den nach der Stadt wandernden Landleuten hin; alle Dorfbewohner liebten aber auch das muntere kleine Fräulein, das täglich frischer und schöner erblühte.

Frau von Stein ließ ihr, sie still beobachtend, den Willen und sagte zu der Pastorin Frank, wenn diese meinte: „Ei ei, das liebe Kind will ja gar

nicht die Kinderschuhe ausziehen!" „Lassen Sie das gut sein, diese Zeit kommt für Eglantine nicht wieder!" Und wohl hatte Frau von Stein Recht gehabt, denn nur zu bald sollte das fröhliche Kind den Ernst des Lebens kennen lernen. Es war, als bald darauf, nach kurzem Krankenlager, Frau von Stein sanft einschlummernd, die junge Eglantine allein und vereinsamt in der Welt zurückließ und sie sich nun gezwungen sah, sich selbst ihr Schicksal zu schaffen. —

Eglantine war nach Frau von Stein's Tode mit der alten Magd in Auenbach, in dem von der Tante ererbten Häuschen, geblieben und außer, daß das Haupt des kleinen Hausstandes nun fehlte, hatte sich in den äußeren Verhältnissen im Wesentlichsten nichts für sie verändert. Ihr kleines Vermögen reichte hin, sie und die alte Anna vor Noth zu schützen, und mehr verlangte sie noch nicht.

Bei dem Tode der Tante, wie bei den darauf folgenden traurigen Geschäftssachen, hatte Johannes Eglantinen zwar treu zur Seite gestanden, doch

war dadurch ihr gegenseitiges Verhältniß kein inniges geworden; im Gegentheil, er zog sich nun erst mit fast ängstlicher Scheu von ihr zurück, und Eglantine ihrer Seits mied nun auch den Umgang mit Johannes Mutter und Schwester, so viel sie konnte.

So war denn im Verlaufe weniger Jahre fast Alles in Auenbach verändert; das Schloß stand verödet, Frau von Stein war nicht mehr am Leben, Eglantine dadurch zum zweitenmale verwais't, und Johannes, der sonst so heiter sein konnte, lebte jetzt still ein beschaulich-einförmiges Leben mit seinen Büchern, die er theilweis von Graf Fels geerbt hatte und deshalb ganz besonders hoch hielt.

Doch die Zeit, die jede Wunde heilt, ging ihren Lauf; Eglantine, die Anfangs den Verlust ihrer Tante mit leidenschaftlichem Schmerze betrauert, die sich unglücklich, vereinsamt gefühlt hatte, fing an sich zu beruhigen, wieder heiter zu werden und daran zu denken, sich und der alten Anna das Leben leichter, angenehmer zu machen. Sie merkte nur zu bald, daß sie wohl mit ihrer kleinen Ein-

nahme auskommen konnten, daß sie sich aber auch Manches versagen mußten, was ihnen Beiden bei Lebzeiten der Tante gewährt wurde. Kaum hatte sie sich dies klar gemacht, als sie auch den Entschluß faßte, durch ihrer Hände Arbeit das Mangelnde zu erwerben.

In der nahen Stadt handelte eine Frau mit Stickereien; an diese wandte sich Eglantine und fand dort die gewünschte Arbeit. Die Frau bezahlte schlecht, aber Eglantine war fleißig und die Arbeit ging ihr schnell von der Hand, weshalb sie bald recht zufrieden mit dem kleinen Zuschusse war, den ihre Kasse dadurch erhielt; aber freilich, den Ernst des Lebens begann sie dabei zu fühlen.

Ein Jahr war nach dem Tode der Tante verflossen und noch trug Eglantine um die theure Pflegerin die Trauer, noch gedachte sie der Verstorbenen mit treuer Liebe, aber von Tag zu Tag wurde sie heiterer, nicht ahnend, wie bald sich die Verhältnisse in Auenbach abermals umgestalten sollten und wie mächtig diese Umgestaltung der Verhältnisse auch auf ihr Schicksal einwirken würde.

Ein Sonntagmorgen.

Es war ein Sonntag, mitten im Sommer; deshalb stieg auch die Sonne schon recht früh über die Hügelkette, die das Dorf Auenbach begränzte, empor, spiegelte sich in den Fenstern des Schlosses, schien aber auch freundlich in die von Weinlaub umrankten, kleinen Fenster der Pfarrwohnung. Der junge Geistliche, der hier mit Mutter und Schwester lebte, erhob sich von seinem Lager, warf sich in seine Kleider und schaute dann hinaus in den herrlichen Morgen, faltete seine Hände zum stillen Gebete und — als er den Blick, den er fromm und gläubig gen Himmel gerichtet hatte, wieder senkte, ließ er ihn mit derselben heiligen Andacht auf einem ebenfalls von Weinlaub umrankten kleinen Fenster ruhen, das ihm grad gegenüber geöffnet wurde. Ein blondes Lockenköpfchen bog sich hinaus, aber schnell fuhr es wieder zurück und verschwand. Der Geistliche wurde roth und wich nun auch scheu von dem Fenster zurück. Er nahm

die Bibel, er nahm seine Predigt zur Hand, er stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster, er wollte das kleine Häuschen gegenüber gar nicht mehr sehen — aber, wohin er auch sein Auge wandte, überall sah er das blonde Lockenköpfchen.

Es wurde nun lebhaft im Dorfe, in der Pfarrwohnung; das Kaffeegeschirr klapperte im Nebenzimmer, der junge Geistliche öffnete die Thür. „Guten Morgen, Mutter! ich komme gleich!“ rief er einer schon bejahrten Frau zu, die im schwarzen Sonntagsanzuge, auf den weißen Haaren das weiße Häubchen, vor sich Gebetbuch und Kirchensträußchen, am Kaffeetisch saß. Die Sonne schien so hell auf das freundliche, still dasitzende Mütterchen, das so zufrieden, so glücklich aussah, daß auch in des jungen Pfarrherrn Seele bei diesem Anblick ein heiliger, stiller Friede einzog.

Er überflog das kleine, freundliche Gemach mit den Blicken, nickte dann der Mutter lächelnd zu und rief, indem er einen prüfenden Blick auf die große Schwarzwälder Uhr warf, deren Zeiger schon auf halb sechs zeigten: „Es ist hübsch hier, Müt-

terchen! aber ich darf nicht bleiben, ich wollte noch einen Kranken vor dem Gottesdienste besuchen!" Er ging in seine Stube zurück, aber die Thüre blieb halb offen und während er sich Alles zurecht legte, was er zur Kirche bedurfte, setzte er mit seiner Mutter das angefangene Gespräch fort. „Wer ist denn krank?" fragte diese, „die Wittwe Bachmann war ja besser!" „Die Wittwe Bachmann hat mich nicht verlangt, wohl aber Andreas Herz!" war die Antwort. „Der getaufte Jude?" fragte neugierig die Mutter. „Ja wohl; ihm waren auf seinem Schmerzenslager allerhand Bedenklichkeiten gekommen, da verlangte er nach mir! — Na, da bin ich!" und er trat wieder, hinter sich die Thür schließend, in das Wohnzimmer ein. „Wo ist denn Emilie? ist sie noch nicht aufgestanden?" fragte er sich umblickend. „Ach, die Emilie ist schon ausgegangen!" seufzte die alte Frau, „weiß der Himmel, was dem Mädchen fehlt; in der Stadt wollte sie nicht bleiben, weil sie nicht hübsch genug sei und weil die Andern, die Mädchen im Putzladen, sie ihrer Häßlichkeit wegen verlacht hätten, weil

sie nie in das Verkaufslocal gelassen worden wäre und was weiß ich aus was noch für Gründen; und hier auf dem Lande gefällt es ihr auch nicht mehr! Sie muß schon heute ganz früh einen Ärger gehabt haben, denn sie wollte keinen Kaffee trinken und hat das Haus verlassen!" „Arme Emilie!" seufzte der Pfarrherr, trank schnell die Tasse aus, die er in der Hand hielt, und ging in seine Stube zurück, wo er sogleich wieder die Predigt zur Hand nahm.

Ein Paar Stunden später zogen die andächtigen Dorfbewohner der Kirche zu, und recht andächtig, in langsamem Schritt, folgte der Pfarrherr, Johannes Frank; er erwiderte alle die freundlichen Grüße der Landleute herzlich, aber ernst, nur als auf dem Kirchhofe, schon nahe der Kirche, ein junges Mädchen, das an einem Grabhügel gekniet hatte, aufstand und schüchtern flüsterte: „Guten Morgen, Herr Pfarrherr!" sah er sich nicht nach ihr um, sondern sagte nur kurz: „Guten Morgen, Fräulein!" Die reiche Pächterin Willing, die mit ihrer Tochter dicht hinter dem Pfarrherrn herschritt,

flüsterte dieser zu: „Da siehst Du es, der Herr Pastor kann das adelige Fräulein für seinen Tod nicht leiden!"

Die Tochter zuckte nur die Achseln, das Fräulein aber, in schwarzem Kleide, auf den blonden Locken einen großen, mit schwarzen Bändern gezierten Strohhut, schlüpfte in die Kirche; dort setzte sie sich in einem Winkel, so daß man sie von der Kanzel aus nicht sehen konnte, nahm ihr Gebetbuch hervor und war nun ganz Andacht, ganz Frömmigkeit.

Der junge Geistliche sprach einfach-schön, ermahnte seine Zuhörer so warm zur Liebe für den Nächsten, daß Alle, einige Wenige, die während der Predigt eingenickt waren, ausgenommen, bis zu Thränen gerührt wurden. Das adelige Fräulein aber weinte still auf ihr Gebetbuch herab und war eine der letzten, die das Gotteshaus verließen.

Vor der Kirche hatten sich Gruppen gebildet, man schwatzte mit den Nachbarn und Freunden; Eglantine aber, denn sie war das adelige Fräulein, eilte grüßend an ihnen vorbei, an das Grab, an dem sie vor Beginn des Gottesdienstes

gekniet hatte; sie legte ihr Kirchensträußchen, auf das ihre Thränen gefallen waren, neben das von einem wilden Rosenstrauch umgebene Kreuz und wollte den Kirchhof wieder verlassen, als eine sanfte Stimme rief: „Fräulein, Fräulein Eglantine!“ Sie blickte sich um, und vor ihr stand der Pfarrherr Johannes Frank.

Beide sahen sich an, beide wurden verwirrt; der Pastor drehte die Bibel zwischen den Händen, Eglantine zupfte an den Dornenröschen, die auf dem Grabe blühten. Johannes wurde immer bewegter, er wollte etwas sagen, und doch fiel ihm nichts ein; er hatte Eglantine angerufen, aufgehalten, und nun stand er da und kein Wörtchen fand sich ihr zu sagen; endlich stammelte er: „Es ist heute recht schön!“ Eglantine athmete auf, als sei ihr eine Last vom Herzen genommen; auch sie fand nun Worte und rief: „Ach ja, Herr Pastor, es ist recht schönes Wetter!“ und wieder entstand eine Stille. Johannes suchte mit den Augen umher, da fiel sein Blick auf den wilden Rosenstrauch. „Die Rosen sind wieder wild geworden!“ sagte er,

und doch blühte dieses Bäumchen so schön, als es noch im Schloßgarten stand!“ „Ja wohl,“ erwiderte Eglantine, „damals waren die darauf gepfropften Reiser noch nicht erfroren; als der Schloßgärtner mir diesen Rosenstock verkaufte, war er veredelt, hier ist er ausgeartet!“ „Sagen Sie lieber, zu seiner Ursprünglichkeit, zu seiner Natur zurückgekehrt,“ erwiderte Johannes; „und machen sich die kleinen, blaßrothen, einfachen Röschen nicht besser neben dem schwarzen Kreuz, als die stolze Centifolie? — mir scheint, daß diese bescheidenen Blumen besser auf dies Grab passen, als jene!“ „Sie mögen Recht haben,“ seufzte Eglantine; „die, welche hier ruht, war auch bescheiden und anspruchslos!“ „Friede sei ihrer Asche!“ versetzte der Pfarrherr und reichte Eglantinen die Hand; diese preßte sie einen Augenblick halb innig, halb schüchtern zwischen den ihrigen und floh dann, wie ein scheues Reh, nach ihrer Wohnung zurück. Langsamen Schrittes folgte der Pfarrherr.

Die alte Dienerin empfing das Fräulein. „Mein Gott! wie sind Sie roth und erhitzt! Weshalb sind

Sie denn so gelaufen?" fragte sie, und lächelnd erwiderte Eglantine: „Sei ruhig, gute Anna, es ist nichts, gar nichts; ich hatte mich verspätet und bin nun schnell zurückgeeilt." „Ach, ich weiß schon," versetzte Anna, „an dem Grabe der guten seligen Frau!" und sie wischte sich mit der Schürze die Augen; „ja die gute selige Frau, wenn die noch lebte! und auch der alte gute Graf Fels!.... Aber wissen Sie denn schon, Fräulein, daß nächstens das Schloß wieder bezogen wird!" „Das Schloß wird wieder bezogen? und von wem?" fragte Eglantine, und Anna fuhr fort: „Ja, ja, die Zimmer werden zurecht gemacht, ein Theil der Dienerschaft wird schon heute oder morgen erwartet, und in spätestens acht Tagen folgt die Herrschaft nach. Es ist der Neffe des seligen Herrn Grafen, der das schöne Schloß und Alles, Alles geerbt hat. Schade nur, daß er schon ein Weibchen hat, das wäre etwas für mein Eglantinchen gewesen." „Pfui doch, Anna!" erwiderte erröthend das Fräulein, fügte aber gleich darauf hinzu: „Er hat eine schöne Erbschaft gemacht....!" und Anna rief: „Da wird es wieder

lebhaft in unserem Dorfe werden; ob aber der neue Herr auch so gut, so wohlthätig, als der alte sein wird, das weiß der Himmel! — wie freute sich doch immer die gute selige Frau, wenn an langen Winterabenden der Herr Graf herunterkam, um mit ihr Schach zu spielen, die Dame zu ziehen, oder Domino zu spielen; oder wenn ich der Herrschaft hinauf leuchtete auf's Schloß und auch der Herr Pastor mit war! — Ach, wie war die selige, gute, gnädige Frau dann vergnügt!" „Ach ja!" seufzte Eglantine, „und im Sommer, da saßen wir zusammen in der Laube von Jelängerjelieber, aßen Semmelmilch und lasen!" „Ja, ja! der Herr Pastor las vor!" ergänzte Anna. „Ach! und die schönen Spatziergänge!" seufzte Eglantine. „Ja wohl!" rief Anna, „der Herr Pastor wußte immer die schönsten Wege! — und wie lehrreich war es! — wissen Sie noch, Fräulein, wie Ihnen und der seligen gnädigen Frau der Herr Pastor die Sterne erklärte? — da horchte ich recht zu! — Seit die gnädige Tante todt ist und der Herr Pastor nicht mehr herüberkommt und....." „Nun, vielleicht bringt die neue Herr-

schaft auch wieder neues Leben in's Dorf!" unterbrach Eglantine ihre Dienerin, nahm ein Buch und ging, damit sie recht ungestört sei, in die Jelängerjelieber-Laube, wo sie lesend verblieb, bis Anna sie zu ihrem gemeinschaftlichen, einfachen Mittagsmahle abrief.

Ein Sonntag-Nachmittag und Abend.

Der Nachmittag war schwül; trotzdem aber fanden sich Bürger aus der nahen Stadt mit ihren Frauen und Kindern ein, die sich in dem Garten der Schenke, bei einem Kruge Bier, für den Nachmittag und Abend festsetzten. Eglantine fühlte zum erstenmal nach ihrer Tante Tode wieder die Lust erwachen, sich ein Sonntags-Vergnügen zu gewähren; sie sagte es der alten Magd, und diese schlug ihrem Fräulein vor, mit ihr einen Spatziergang nach dem nahen Altendorf zu machen, das, näher am Walde liegend, reizende Plätzchen bot. „Wir gehen durch den Wald, und Abends, wenn es

kühler wird, den andern Weg durch die Felder zurück," sagte sie, und Eglantine willigte freudig ein.

Es war noch ziemlich früh am Nachmittage, als sich Beide aufmachten, den Sonntag unter Gottes weitem, blauem Himmel zu feiern. Im Walde war es kühl; da plätscherte der klare Quell, da sangen die Vögel, da wiegten sich auf Waldblumen und Dornenrosen bunte Schmetterlinge, und die Sonne drang hier nur als milder Schein, nicht glühend und sengend auf die Erde herab.

Eglantinen war es froher, leichter um's Herz als daheim; sie hing den Strohhut an ihren Arm und sang so hell, so klar in den Wald hinein, wie die Vögel, die in den Baumzweigen schmetterten. Anna aber freute sich, daß ihr Fräulein so fröhlich war und brummte die muntern Lieder, die Eglantine sang, leise nach. — Da trabte es durch den Wald daher; es war ein junger, schlanker Reiter, der zwischen den Bäumen sichtbar wurde; auf einem prächtigen Grauschimmel sitzend, blickte er sich nach allen Seiten forschend um. Ihm folgte ein zweiter Reiter, der am Zügel noch ein zweites Pferd, einen

Schimmel, hielt, das einen Damensattel trug. „Das sind die Pferde der neuen Herrschaft!“ flüsterte Anna ihrem Fräulein zu, das zur Seite trat, um den ersten Reiter vorbei zu lassen, der, höflich grüßend, Eglantine freundlich anblickte. „Das war gewiß der Herr Stallmeister von der vornehmen Herrschaft!“ sagte Anna, als die Reiter vorüber und ihren Blicken fast entschwunden waren, und Eglantine erwiderte seufzend, indem sie den Verschwindenden nachblickte: „Es muß doch recht hübsch sein, so reich und vornehm zu sein.“ Anna antwortete: „Ja, ja! und alle Tage Braten essen! — Na, das hilft nun doch nichts, der Eine hat's, der Andere nicht; das ist so der Lauf der Dinge. Der Herr Pastor sagt's auch immer: man muß zufrieden sein. — Wenn man hat was man zum Leben braucht, soll man Gott danken, denn es ist vollauf; was man aber mehr hat, ist zu viel!“ „Und deshalb ein Raub an den Anderen!“ rief plötzlich eine fremde Stimme, und hinter einer Eiche, wo er gelegen hatte, trat ein Mann hervor und dicht vor die erschreckten Frauen hin. Es war ein Mann von un-

gefähr dreißig bis fünfunddreißig Jahren, wohlgebildet, mit schwarzem Haupthaar und Bart, beide schon stark mit Weiß melirt, und stechenden Augen. Seine Kleidung war elegant, die eines Fußreisenden, wozu die Ledertasche paßte, die er an der Seite trug. „Ist dies der Weg nach Auenbach?“ fragte er Anna. „Ja wohl,“ versetzte diese, sich verneigend, „Ew. Gnaden brauchen nur dem Herrn Stallmeister nachzugehen, der reitet den richtigen Weg.“ „Der Herr Stallmeister!“ rief der Fremde mit spöttischem Lächeln; „gute Frau, nennen Sie den da Stallmeister? — Das lassen Sie ihm nicht hören; der Herr Baron Leo von Hackenitz möchte sich sonst in seinen adeligen Gefühlen gar sehr verletzt fühlen!“ Er rückte den Hut und verließ die beiden regungslos dastehenden Frauen. „Das war ein schrecklicher Mensch!“ rief Eglantine, als er eine Strecke fort war; „ob der auch zur neuen Herrschaft gehört?“ „Das war kein guter Mensch! Haben Sie's denn gesehen, wie er mit den Augen rollte?“ sagte Anna; „der hat kein gutes Gewissen, ich wollte wohl darauf wetten.“ Beide setzten nun

ohne weitere Störung ihren Weg nach Altendorf fort. Dort angelangt, gingen sie in den Mühlgarten, wo sie sich in eine Laube setzten, den Strickstrumpf hervorholten und fleißig zu stricken begannen, während ihnen die ihnen bekannte Müllerin eine Semmelmilch zurecht machte. Es waren Viele, auch Bürger aus der Stadt, mit ihren Familien dort. Eglantine und Anna freuten sich, städtisch gekleidete Frauen zu sehen, und Erstere studirte an ihnen moderne Kleider- und Kragenschnitte, die sie sich vornahm, nachzuahmen. So verging der Nachmittag, und als der Abend kam, sie sich zum Rückweg rüsteten, gestanden sie sich Beide ein, daß sie in dem von den Düften der Lindenblüthe, des Biers und Tabaks durchzogenen Garten höchst genußreiche Stunden verlebt hatten. Die Sonne war bereits untergegangen, als sie Altendorf verließen, um diesmal auf dem anderen Wege nach Auenbach zurückzukehren. Hier über den zur Ernte reifen Kornähren lag ein eigenthümlicher Duft und Nebel; die Halme, von der Hitze des Tages gebeugt, fingen wieder an sich zu heben

und schwankten, vom Abendwind bewegt, leise hin und her. Gluthroth war die Sonne herabgesunken, und selbst als sie schon lange nicht mehr sichtbar war, strahlte der Himmel noch in einem sanften, röthlich-gelben Schein. Kinder an der Seite ihrer Eltern ließen sich von diesen nach der Stadt zurückführen oder eigentlich ziehen, denn die Sonntagslust hatte die armen Kleinen bis zum Weinen ermüdet, und ihre schläfrigen Gesichter paßten nicht recht zu den Kornblumenkränzen und Guirlanden, womit sie sich behangen hatten; nur hier und da verfolgte ein unermüdlicher Knabe noch einen schwärmenden Käfer oder warf seine Mütze nach einer Fledermaus. Die Eltern sprachen von dem frohen Sonntage, und mancher Vater meinte, indem er seiner Gattin vorrechnete, was im Mühlgarten zu Altendorf die Zehrung mit Bier und Kuchen für die Kinder gekostet hatte: „Na, die Paar Groschen bringt man schon wieder ein!" streifte wohlgefällig die Asche seiner Cigarre ab und zog rüstiger an dem seiner Leitung anvertrauten Kinderwagen.

An dem noch hellen Himmel blitzte matt in

weißlichem Schimmer ein Sternchen nach dem andern auf, und Eglantine fand Lust daran, die Sterne am Himmel zu suchen; dies Spiel trieb sie so eifrig, daß sie vorwärts schritt, ohne die Augen vom Himmel zu wenden, weshalb sie auch den Pastor nicht bemerkte, der allein an dem heimkehrenden fröhlichen Menschenschwarm vorüber ihnen entgegen schritt. Erst als er sie grüßte, gewahrte sie ihn, und Beide standen sich nun wieder befangen gegenüber und wußten sich nichts zu sagen; aber an einander vorübergehen, konnten sie auch nicht. Eglantine haschte, ihre Verlegenheit zu verbergen, die sie umschwärmenden Mücken, und der Pastor pflückte von einem Dornenbusch, der mitten im Felde blühte, die Dornenröschen ab; dann schien er Eglantinens früheres Bemühen, die Sterne zu zählen, nachahmen zu wollen, denn unverwandt waren seine Augen jetzt zum Himmel gerichtet. Allein Viele aus Auenbach gingen an ihnen vorüber, die dem Herrn Pastor einen „Schönen guten Abend!" zuriefen; Johannes mußte antworten, und dies brachte ihn wieder zu sich. „Darf ich Sie nach Hause begleiten?" fragte

er Eglantine. Diese wurde dunkelroth und machte als Bejahung nur eine etwas ungeschickte Bewegung mit dem Kopf, dann schritt sie, bald zögernd, bald wieder eilig, vorwärts. Anna allein, unbefangen wie sie war, sprach unaufhörlich ihre Gefühle über den schönen Abend laut und vernehmlich aus. „Ein herrlicher Abend! — Wie die Käfer summen! — Au! da stach mich eine Mücke, grad auf die Nase! — Die Ernte wird gewiß gut werden, wenn wir das Getreide nur schon in den Scheunen hätten! Na, der liebe Herr Gott bewahre uns nur noch ferner vor Hagelschlag! — Die Obsternte wird heuer auch gut werden; Äpfel und Pflaumen und die lieben Trauben gedeihen zusehends!! — Herrlicher Abend! wenn's so schön in der Welt ist, verliert man ganz und gar die Lust zum Sterben! Da möchte man ewig hier unten bleiben, und das geht doch nicht! nicht wahr, Herr Pastor?" „Nein, liebe Jungfer Anna, das geht nicht!" erwiderte jetzt etwas gefaßter der junge Geistliche, „Gottes Wille ist's, daß wir hier unten uns nur vorbereiten zu einem schönern, bessern Leben!" „Ach!"

seufzte Eglantine, „wenn doch gestattet wäre, nur einmal einen einzigen Blick in das zukünftige Leben zu thun!“ „Sprechen Sie nicht so, Fräulein!“ rief verweisend Johannes und seine Augen strahlten in heiligem Feuer; „sprechen Sie nicht so, dieser Wunsch ist ein Unrecht, er drückt eine Unzufriedenheit mit dem aus, was wir hier schon so reich, so herrlich aus Gottes Hand erhalten haben, und dann, wenn uns auch wirklich ein Blick in die künftige Welt gestattet würde, was möchten wir wohl mit unsern schwachen Sinnen davon begreifen? und — würden wir die Seligkeit künftiger Welten erfassen, würde dann nicht die Ungeduld, sie zu erreichen, uns das Hiersein verbittern?“ „Ja, Herr Pastor.... Sie haben Recht!“ erwiderte stockend und schüchtern Eglantine, „ich sehe es ein, daß ich thöricht war!“ „O, dies war eine sehr verzeihliche Neugierde!“ rief lebhaft Johannes, „ich fasse und — theile sie — aber ich bekämpfe sie! — Wozu nützte uns auch das Leben, wenn es uns keine Kämpfe brächte? — Ohne Kampf kein Sieg, und durch Siege über sich selbst reift man zur Vollkommenheit, wird man der

ewigen Seligkeit würdig! — Lassen Sie uns streben, immer danach streben, uns selbst zu besiegen, dem großen Vorbild ähnlich zu werden! Ja, mein theures Fräulein, lassen Sie uns.....," er hatte im Eifer der Rede ihre Hand ergriffen, „ja, lassen Sie uns....." und jetzt bemerkte er, daß er des Fräuleins Hand in der seinen hielt, er wurde verwirrt, fand keinen Satz, der sich an seine letzten Worte anschließen konnte, und schnell des Mädchens Hand loslassend, flüsterte er mehr, als daß er sprach: „Wir sind jetzt nah am Dorfe — ich will, ich muß — ich werde noch etwas spatzieren gehen!" und schnell entschwand seine Gestalt zwischen den Obstgärten den Augen der nachblickenden Anna. Eglantine aber war still, gedankenvoll geworden. Anna rief: „O, wenn der Herr Pastor so spricht, da geht mir das Herz auf! — ja, da fühlt man's recht, daß man noch lange nicht so gut ist, als man sein sollte! — Wenn er doch alle Tage, wie sonst, zu uns käme, uns in's Gewissen redete und von der Ewigkeit erzählte; ich glaube, man würde recht bald zum lieben Engelein!" Eglantine antwortete nur mit einem leisen Seufzer.

Ankunft der neuen Herrschaft.

Und wenn der Sonntag, der Ruhetag, vorüber ist, beginnt man die Arbeit mit neuem Muth, neuer Kraft! So auch Eglantine, die am Montag schon früh auf den Füßen war und eine feine Stickerei zur Hand nahm, die sie für eine Putzmacherin in der Stadt zu fertigen übernommen hatte. Die zierlichen Blumen entstanden schnell unter ihren kunstgeübten Händen, während sie ein munteres Liedchen dazu sang.

Anna sorgte, daß der Garten vom Unkraut befreit werde, damit die Salat- und Kohlpflänzchen nicht erstickten und daß keines aus Mangel an Wasser verschmachte. Bei dieser Arbeit war die gute Alte, als durch das Dorf eine große Staubwolke wirbelte, aus der ein Möbelwagen hervorkam; es waren gar prachtvolle Stühle, Tische, Kommoden und Schränke; die gute Anna hatte ihr Lebtag noch keine solchen gesehen. Auch stellte sie alsobald die Gießkanne hin, trat an das Gartengeländer, schlug

die Arme unter und lehnte sich darauf, um recht bequem alle die Herrlichkeit zu betrachten. Ein Herr kam den Schloßberg herab und dem Wagen entgegen; Anna erkannte zu ihrer größten Verwunderung den Herrn wieder, der sie und das Fräulein im Walde erschreckt hatte. Auch Eglantine, die oben aus dem Fenster blickte, erkannte ihn und rief der Dienerin zu: „Anna, dort kommt der mit den wilden Augen!"

Der Mann kam schnell herab, gab dem Fuhrmann an, wie er fahren sollte, und folgte alsdann, noch einen Blick hinauf nach Eglantinen werfend, dem Wagen langsam nach. „Der gehört auch in's Schloß!" rief das junge Mädchen, neugierig mit den Augen dem Manne folgend, und Anna entgegnete: „Ei ja, ei ja! das weiß der Himmel, was alles für Leute dahinein gehören! — Pst Fräulein! da guckt der Herr Pastor!" — und so war es auch: der Herr Pastor guckte, das von rother Wolle gehäkelte Studirkäppchen auf dem linken, die Feder hinter dem rechten Ohre, zum Fenster heraus, zog sich aber, als Eglantine grüßte, so schnell zurück,

daß die Feder auf die Straße fiel; ein kleiner Dorfbube, der gerade vorüberging, hob sie auf und lief vergnügt damit davon. Anna griff schnell wieder nach der Gießkanne; Eglantine aber, so gern sie es unterdrückt hätte, mußte lachen.

Ein neues Leben schien durch die neue Herrschaft im Dorfe zu beginnen, denn Wagen nach Wagen kam an; fremde Menschen durchschritten das Dorf, — kurz, es war, wie sich Eglantine einen Jahrmarkt dachte, von dem Anna so viel und gern erzählte. Endlich kam der Tag, wo die neue Gutsherrschaft ankommen sollte. Das ganze Dorf, wie sich Anna ausdrückte, stand an der großen Ehrenpforte; der Schulmeister, an der Spitze seiner Jugend, räusperte sich schon seit Sonnenaufgang, um eine klare Stimme zu haben, wenn der Gesang beginne. Eglantine stand an ihrem Fenster; die Herrschaft mußte ja da vorüber, um den Schloßberg heraufzufahren; sie belustigte sich, die jungen Bursche auf ihren Ackerpferden, denen sie um Schweif und Ohren rothe und blaue Bändchen gebunden hatten, vorbei der Herrschaft entgegen-

reiten zu sehen, und hätte so gern gewußt, ob der Herr Pastor auch alle diese prächtigen Anstalten bemerke. Der saß aber und studirte, und nur erst, als die Dorfglocke zu läuten begann, erhob er sich und verließ in seinem besten schwarzen Anzuge die Pfarrwohnung, um langsam, feierlich den Schloßberg hinaufzuschreiten, woselbst er oben an der Pforte die Herrschaft zu empfangen dachte.

Jetzt stürzte Anna athemlos herein. „Fräulein Eglantine!“ rief sie, „die Herrschaft ist schon an der Ehrenpforte, hier haben Sie Blumen, werfen Sie nur recht, wenn sie vorbeikommt; ich stelle mich unten vor die Hausthür! — In dem ersten Wagen sitzen die Herrschaften, in dem zweiten die lieben, kleinen, hochgräflichen Kinder; wie die Engelchen sehen die aus! — Geschwind, da kommt schon der erste Wagen!“ und sie eilte hinunter auf die Straße; Eglantine aber blickte neugierig hinaus. Der Wagen fuhr Schritt vor Schritt, sie hatte alle Muße, die darin Sitzenden genau zu betrachten.

Der Graf war ein Mann von einigen vierzig Jahren; groß, hager — nichtssagende Züge.

Die Gräfin war eine junge, bleiche Frau, mit großen, schwarzen Augen, in denen ein schmachtendes, suchendes Feuer brannte; in einen weiten Damenmantel gehüllt, lag sie mehr, als daß sie saß. Ihr gegenüber saß der schöne Baron Leo von Hackenitz, mit dem sie sprach, während der Graf seine neuen Unterthanen mit gnädigem Kopfnicken begrüßte und ihnen ihre Freude, die sie über seine Ankunft durch Vivatrufen und Mützenschwenken an den Tag legten, durch ein herablassendes Lächeln vergalt.

Als der Wagen dicht unter Eglantinens Fenster war, neigte sie erröthend, grüßend ihr Haupt; der junge Baron erwiderte den Gruß mit freundlichem Blick, die Gräfin aber begnügte sich damit, ihre Lorgnette hervorzunehmen und das junge Mädchen durch diese zu betrachten. Eglantine wurde ganz verwirrt, und Anna, die dicht unter dem Fenster stand, flüsterte halblaut zu ihrer jungen Gebieterin hinauf: „Das ist auch keine Manier!“ Eglantine aber erwiderte mit einem Seufzer: „In der Stadt machen es die Reichen und Vornehmen gewiß alle so!“ „Ja, das kann sein!“ rief die schon wieder

beruhigte Dienerin, „das versteht unsereins nicht so!“ und sie ging in die Küche, dort nach dem einfachen Mahle zu sehen, das für Eglantine und sie schon auf dem Feuer stand. — Und Eglantine? — Als Anna das Essen brachte, als sie sich an den Tisch zu ihr setzte, da wurde sie roth, ihr schmeckte kein Bissen; sie schämte sich, daß es so wenig, so einfach war, ihr war es, als müsse die schöne, blasse Gräfin auf sie herabblicken und ihre einfache, ärmliche Kost mit demselben Blick durch die Lorgnette, wie vorhin sie selbst, betrachten. —

Das Frühstück.

Oben im Schlosse liefen die Diener hin und her, das Frühstück für die Herrschaft wurde aufgetragen. Der Graf und die Gräfin aber wandelten durch die Zimmer und musterten Alles, gefolgt vom Pastor Frank, der es für seine Pflicht hielt, die kleinen Herrschaften zu unterhalten, die den schwarzen, ihnen seltsam vorkommenden Mann ganz verwundert

anblickten und sich dann kichernd unter einander fragten: weshalb er so lange schwarze Strümpfe und eine so große weiße Halsbinde trage.

„Sie frühstücken mit uns, lieber Herr Pastor! Ich habe noch Manches mit Ihnen zu besprechen!“ hatte der Graf gesagt, und obgleich Johannes wußte, daß um diese Stunde Mutter und Schwester schon das Mittagessen fertig hatten, hatte er doch nicht gewagt, diese Einladung auszuschlagen.

Endlich war die Musterung beendet und man setzte sich nieder: die Gräfin, der Graf und Johannes; die Kinder wurden entfernt. —

Der Pastor schlürfte eben zögernd und befangen eine Tasse Bouillon, und die Gräfin hielt den zierlichen Eierbecher in der Hand, als die Thüre geöffnet wurde und noch zwei Herren eintraten. Es war Baron Leo von Hackenitz, der Schwestersohn des Grafen, und jener Andere mit dem wilden Blick. „Setzen Sie sich, Leo!“ wandte sich die Gräfin zu dem Baron und wies ihm einen Stuhl an ihrer Seite an; dann gegen den Andern sich wendend, fragte sie mit vornehmer Nachlässigkeit: „Wollen

Sie Braten, Hartlinger? — setzen Sie sich doch!"

Der Angeredete setzte sich zwischen den Grafen und den Pastor, während die junge Frau sich wieder freundlich zu Leo wendete. „Hier, lieber Leo, sind Eier für Sie! unsere Kost!" Leo nahm lächelnd, mit einem schlecht verborgenen Liebesblick, einen Eierbecher aus ihrer weißen Hand, und während er ein leises Gespräch mit ihr begann, wandte sich der Graf mit seinen Fragen an Hartlinger.

„Wie steht's, mein Lieber? Alles in Ordnung? — Ich fand Alles gut, bin mit Allem zufrieden. — Die Anordnungen sind vortrefflich. — Viel Mühe gehabt, mein Guter!"

„Ich hoffe, daß Du zufrieden gestellt bist!" rief Hartlinger, scharf das „Du" betonend. — Der Graf fuhr bei diesem Worte zusammen, lächelte gezwungen und erwiderte: „Hier diese geräucherte Zunge? oder etwas Obst? — Beides vortrefflich!"

„O ja, Georg, Dein Koch weiß sich einzurichten, er ist gut!" rief Hartlinger in demselben scharfen Tone, wie früher; „der Mann versteht sein

Handwerk, oder seine Kunst, wie Du willst; er wird aber auch danach bezahlt! — Ihre Pfarre trägt wohl kaum so viel ein, als der Graf seinem Koch Gehalt giebt!"

Diese letzten Worte richtete er an Johannes, dem vor Schreck, sich so plötzlich in's Gespräch gezogen zu sehen und noch dazu auf diese Weise, die Semmelschnitte mit der gepriesenen Zunge, die er so eben zum Munde führte, entfiel, und der dann, sich mühsam fassend, erwiderte: „Ich bin zufrieden, lieber Herr, meine gute Mutter, meine Schwester und ich haben unsern Unterhalt; ich liebe meine Gemeinde, denn es sind, bis auf einige Wenige, fast Alle gute, brave Menschen, dies macht mich froh und glücklich!" „Freut mich, freut mich recht sehr, zu hören, daß Sie zufrieden sind, Herr Pastor!" schaltete der Graf ein und führte ein Glas Rothwein zum Munde, räusperte sich mehreremale und fragte endlich: „Wie steht es mit der Armuth? Man sagte mir, mein verstorbener Onkel habe viel für die Armen gethan!" — Der Pastor ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um die Verdienste des

Verstorbenen, namentlich in dieser Hinsicht, zu preisen, und Hartlinger, der diesem Gespräch weniger Aufmerksamkeit als dem leiseren zwischen der Gräfin und Baron Leo von Hackenitz schenkte, sprach dem Wein fleißig zu. „Ihr Pferd ist frisch und munter, als wäre es nie aus Berlin herausgekommen!“ sagte Leo; „Sie müssen mir doch wenigstens einräumen, daß ich in staatsbürgerlicher Hinsicht der beste Neffe von der Welt bin? und eines Dankes ist meine That wohl werth?“ „Nicht des geringsten!“ lachte die Gräfin; „wären Sie nicht mit den Pferden vorausgeritten, hätte der gute Strahl es gewiß aus Freundschaft für mich gethan!“ „Strahl? Entschuldigen Sie, der hätte jetzt wohl schwerlich Urlaub erhalten!“ rief Leo etwas empfindlich; „ich konnte dies thun, ich bin mein eigner Herr und — meine Mittel erlauben mir das.“ Die Gräfin lachte. „Sie sind zu amüsant, Leo! — aber — was hinderte mich, selbst in eigner Person die Elfe nach Auenbach zu reiten? Wirklich, ich hätte dies thun sollen! Wie romantisch, wie amüsant, eine Reise zu Pferde! Leo, ist dieser Gedanke nicht himmlisch?“

Der Pastor war indessen so weit gekommen, daß er dem Grafen alle die Armen, die dessen Vorgänger unterstützt hatte, bei Namen nannte, woran dem Grafen eben nicht allzuviel gelegen zu sein schien, ja, dieser versuchte sogar einigemale, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; allein Johannes ließ nicht nach, mit Wärme und Innigkeit die Armen des Dorfes dem neuen Besitzer von Auenbach an's Herz zu legen; endlich rief der Graf, gegen Hartlinger gewendet: „Hast .....“ hier wurde er durch Husten unterbrochen, und fuhr dann schnell fort: ....„Taschenbuch zur Hand, mein Lieber! — ich — ich — wünschte die Namen, welche der Herr Pastor so gut sein wird zu dictiren, aufgezeichnet zu haben — ich werde an alle diese Leute denken!“ Johannes folgte, herzensfroh, Hartlingern in ein Fenster, wo er ihm die Namen der Bedürftigsten des Dorfes wiederholte; dann empfahl er sich. Der Graf entließ ihn freundlich und ersuchte ihn, seinen Besuch recht bald zu wiederholen; er wandte sich alsdann an die beiden andern Herren, diese auffordernd, einen Gang durch den Schloßgarten und

das Dorf mit ihm zu machen. Hartlinger war sogleich bereit, Leo dagegen fixirte seine jugendliche Tante, ehe er antwortete. Diese aber erhob sich und rief: „Und ich werde etwas schlafen, ehe ich Toilette mache!" „Ich werde Dich begleiten, Onkel!" rief nun Leo, sich erhebend, und fügte mit einer, bei dieser Lieblingsredensart ihm gebräuchlichen Grimasse hinzu: „Meine Mittel erlauben mir das!" Die Tante lachte. „Adieu, Georg!" rief sie ihrem Manne zu, „adieu, Hartlinger!" und sie schlüpfte in ihr Schlafzimmer, steckte aber noch einmal, als habe sie etwas vergessen, ihren Kopf wieder heraus, lächelte dem etwas betroffen ihr nachblickenden Leo zu und rief: „Vergessen Sie nicht, der Elfe ein Stück Zucker zu bringen, wenn Sie beim Stalle vorbeigehen! Adieu, adieu, lieber Leo!"

Emilie.

Johannes fand seine alte Mutter und seine Schwester noch mit dem Mittagsessen auf ihn har-

rend, und Beide waren nun ganz vergnügt, als er ihnen erzählte, daß er beim Herrn Grafen gegessen habe; Alles wollten sie wissen, wie die Teller, die Speisen, die Schüsseln und die Servietten gewesen wären. Johannes mußte gestehen, daß er über nichts genügenden Bescheid geben könne; — allein — ganz satt mochte er doch wohl auf dem Schlosse nicht geworden sein, denn als er sich an den Tisch setzte, schnitt er sich ein derbes Stück Schwarzbrod ab und sprach den jungen Erbsen und Möhren fleißig zu. —

Des Pfarrherrn Schwester, Emilie, war ein Mädchen von erst vierundzwanzig Jahren, aber leider durch einen unglücklichen Fall in ihrer Kindheit so entstellt, daß man, ihrem Äußeren nach, sie für wenigstens vierzig Jahre alt halten konnte. Der Kopf lag zwischen den Schulterblättern und hoch hob sich der Brustknochen hervor; ihren Zügen, die gewiß ursprünglich nicht häßlich gewesen waren, fehlte jede Frische und Spannkraft, auch der Ausdruck ihres Antlitzes war kein wohlthuender: Bitterkeit und Mißmuth wechselten darin ab. Ihr Bruder,

um sechs Jahre älter als sie, war dagegen ein schöner Mann; seine großen, sanften, braunen Augen strahlten, wenn das Feuer der Begeisterung seine Wangen röthete, in einem eigenthümlichen Glanz, und seine Haltung zeigte Würde und Festigkeit, gepaart mit Milde. Johannes war heute besonders heiter, besonders redselig; er scherzte und lachte, was er selten that, während der Mahlzeit mit Mutter und Schwester, und schien es gar nicht zu bemerken, daß Emilie etwas auf dem Herzen hatte, das ihren Mund oft höhnisch zusammenzog. — Als die Mutter nach dem Kaffee in die Kammer gegangen war, um dort ihr Nachmittagschläfchen zu halten, setzten sich die Geschwister nebeneinander an's Fenster, wo auf einem Blumenbeet, zwischen Goldlack und Rosmarin, Emiliens Liebling, ein Kanarienvogel, in einfachem Käfig stand. Während der Pastor ein, freilich schon acht Tage altes, für ihn aber neues, aus der Stadt angekommenes Zeitungsblatt zur Hand nahm, steckte Emilie dem Vogel einige Salatblätter in den Käfig; der Vogel kam zutraulich herbei, pickte bald nach ihrem Finger, bald

nach dem Salat, indem er mit den Flügeln schlug und dazu zwitscherte. Das arme, verwachsene Mädchen aber lächelte dem kleinen, gelben Freunde zu und nahm dann seufzend ihr Strickzeug zur Hand. Während sie strickte, schwand erst das Lächeln, welches sie dem Vogel geweiht hatte, dann auch der traurige Ausdruck, der diesem gefolgt war, und ein recht höhnischer Ausdruck trat an dessen Stelle, zeigte sich besonders um ihren Mund, während sie mit stechenden Augen den ruhig ihr gegenübersitzenden Bruder beobachtete. Der Pfarrherr bemerkte ihre Blicke. „Willst Du Etwas, Emilie?" fragte er, das Zeitungsblatt bei Seite legend. „Die Pächterin Willing war diesen Morgen bei uns!" erwiderte Emilie, „sie hat uns schöne Kirschen zum Einlegen geschenkt und der Mutter die ersten Kartoffeln zu bringen versprochen." „Das ist ja recht freundlich von der Pächterin!" erwiderte Johannes, und Emilie fuhr fort: „Die Frau meint es jetzt sehr gut mit uns, wir sollen ihr wahrscheinlich das Wort reden...." „Was meinst Du damit?" fragte der Bruder. „Ei, thue nicht so scheinheilig!" lachte sie, „Du weißt

es recht gut, daß Frau Willing einen studirten Mann für ihre Tochter haben will und ihre Augen auf Dich geworfen hat!" „Ich bitte Dich, Schwester," sagte ernst der Pfarrherr, „lege doch nicht immer Menschen, die es gut mit der Mutter und Dir meinen, unedle Beweggründe unter!" „O! o! glaube ja nicht, daß ich an der Vortrefflichkeit der Frau Pächterin zweifle!" höhnte Emilie. Johannes nahm schweigend, nur leicht mit dem Kopfe schüttelnd, sein Zeitungsblatt wieder zur Hand. Eine Pause entstand, während welcher es in Emiliens Zügen arbeitete; endlich fragte sie: „Glaubst Du, Bruder, daß ich gegen eine Heirath zwischen Dir und Carolinchen Willing sei? ..... o nein! Carolinchen ist ein gutes und hübsches Mädchen!...." Johannes las schweigend fort; Emilie, sich erbitternd, rief: „Nun freilich ist es nicht schwer, gut zu sein, wenn man so hübsch ist, wie Carolinchen, und einen Mann wird sie schon bekommen, wenn Du sie auch nicht willst! — Caroline bekömmt nach ihrer Mutter Tode zwanzigtausend Thaler! hörst Du, Johannes!" „Ich bitte Dich, Schwester!" erwiderte dieser etwas

ungeduldig. „Habe ich Dich beleidigt?“ fragte in freundlich-hämischem Tone Emilie. „Nein doch! — nein!“ rief Johannes und fuhr dann lebhaft fort: „Aber, liebe Emilie, weshalb verbitterst Du Dir selbst das Leben! — warum kannst Du Dich nicht über die schöne Gabe der Frau Willing freuen, ohne nach Gründen zu forschen, die der Pächterin Handlungsweise bedingten? — weshalb kann es denn nicht reine Gutherzigkeit oder freundschaftliche Gesinnung gegen die Mutter und Dich sein, die sie bestimmte, Euch zu beschenken?! — Emilie, es ist nicht recht, überall nur Verrath und Eigennutz zu erblicken, und noch dazu bei Menschen, die so gut gegen uns sind!“ „Ja, ja! für gut hältst Du alle Menschen!“ rief Emilie lachend. „Und weshalb soll ich nicht? — Fehlerfrei ist Niemand, aber bös sind deshalb die Menschen nicht.“ „Ja Du! — Du siehst die Welt immer nur aus Deinem selbstgeschaffnen Himmel an!“ seufzte Emilie. „Du hast Recht, Schwester!“ rief freudig Johannes, „aber was hindert Dich, Dir auch einen Himmel schon hier auf der Erde zu schaffen?“ Emilie schüttelte traurig

den Kopf. „Meine Gestalt!“ antwortete sie; „Du bist lang genug, um auf die Menschen herabzublicken, Du kannst ihnen ausweichen, wenn ihr Treiben Dir mißfällt — ich aber — ich merke ihre Nähe nur, wenn ich mich an sie stoße. — Weil mein Kopf zwischen den Schulterblättern zurückgebogen ruht, muß ich immer nach dem Himmel aufblicken, nur mit Mühe kann ich mich auf der Erde umsehen und ihren Qualen und Mängeln nicht entfliehen. Ich kann den Menschen nicht eher ausweichen, als bis mich ihre Nähe schon unangenehm, verletzend berührt hat; — ich krieche zwischen ihnen auf der Erde herum und fluche dem Himmel, daß er mich so elend schuf!“ „Emilie! liebe Emilie!“ rief ihr Bruder, „das ist nicht der Standpunkt, von welchem aus Du Welt und Menschen betrachten mußt!“ „Gieb mir einen anderen!“ rief Emilie kurz, und nach einer Pause begann der Pfarrherr: „Wenn auch Dein Körper verunstaltet ist“ — Emilie fuhr zusammen — „so brauchst Du nicht zu verzweifeln und die Menschen zu fliehen. O, gerade in diesen Worten, die Du so eben aussprachst: „„Ich muß

immer nach dem Himmel aufblicken,"" liegt ein Fingerzeig Gottes. — Armes Kind! Du glaubst, weil ich groß und gerade gewachsen bin, muß ich auf meine Mitmenschen — vielleicht auch auf Dich — herabblicken? —" „Ja, ja!" rief schluchzend Emilie, „auf mich blicken sie Alle, und auch Du, mit Verachtung herab!" „O, Emilie! das glaube nicht!" rief Johannes, „ich fühle mich oft so klein, so gering gegen Dich!" „Gegen mich!" rief aufspringend Emilie, sank aber sogleich, laut und höhnisch auflachend, auf ihren Sessel zurück. Johannes fuhr fort: „Gegen Dich, Emilie! denn Deine Aufgabe ist größer, schwieriger, als die meine. Mir hat Gott weniger auferlegt, als Dir; er machte mich gesund und stark, weil ich vielleicht sonst nicht die Kraft gehabt hätte, ein guter, ein tugendhafter Mensch zu werden, mit einem Worte: ein Leben, wie das Deine, würdig zu ertragen. Dir gab er mit Deinem kränklichen, schwachen Körper eine starke Seele, die sich über ihre gebrechliche, irdische Hülle zu erheben vermag. — Gott legt Keinem mehr auf, als er tragen kann. — Dir hat er viel auferlegt, sei stolz

4*

darauf, so stark zu sein! — Du hast eine schwere, aber auch eine große, erhabene Aufgabe zu erfüllen!" — Emilie blickte traurig vor sich nieder; jetzt brach sie in ein convulsivisches Schluchzen aus: „Ach! Alles, was Du da sagst, klingt ganz schön, aber wenn man weiß, was es heißt, so häßlich zu sein, wie ich, — da findet man ein solches Loos nicht so beneidenswerth." Und bitter fügte sie hinzu: „Du hast gut reden, wenn Du auf die Straße trittst, drehen sich alle Mädchenköpfe nach Dir um — mich aber — mich sieht Niemand an — nicht einmal über die Achseln, es sei denn, um mich zu verhöhnen oder zu verspotten!" „Wer thut das? — O Emilie! Das Unglück verhöhnen und verspotten, kann nur ein sehr schlechter oder roher Mensch, und es dünkt mich nicht der Mühe werth, sich darüber zu kränken, es sei denn darüber, daß ein Mensch so tief sinken kann! — Wer aber Dein Herz kennt, wird Dich trotz Deiner Häßlichkeit lieben; wenn Du Deinen Freunden eine treue Rathgeberin und Gehülfin bist, sie tröstest, wenn sie leiden, ihnen hilfst, wenn sie bedrängt sind.... dann...." „Dann

kommt Jemand mit einem hübscheren Gesicht!" unterbrach hier Emilie den Sprecher, „und man sieht mich nicht mehr an. Übrigens finde ich auch durchaus kein Vergnügen darin, Andern zu helfen und selbst Alles zu entbehren. — Nein, Bruder; Du magst es recht gut meinen, aber zufrieden, daß ich das große Loos im Leben gezogen hätte, weil ich einen Höcker bekommen habe, laß ich mir nicht!.... Meine Gegenwart muß doch nichts Anziehendes haben, im Gegentheil, abstoßend sein, denn weshalb zöge sich sonst, seit ich hier bin, das Fräulein Eglantine von Borneck von uns zurück? — Ehe ich hier war, ist sie doch sehr oft bei Euch gewesen?" Johannes wechselte die Farbe. „Vormals lebte ihre Tante noch!" versetzte er kurz, dann stand er auf und schritt hastig im Zimmer auf und nieder. „Habe ich Dich beleidigt, Bruder?" fragte Emilie weinerlich. „Nein, nein!" stieß Johannes heraus. „Nun, weshalb sprichst Du denn nicht mit mir?" fragte sie in aufreizendem Tone. „Laß mich! laß mich!" rief dagegen Johannes. Da wurde Emilie bitter. „Aha!" rief sie mit vor Zorn zitternder Stimme, „ich bin

zu schlecht, um die schöne Eglantine nur beim Namen zu nennen! — nun gut, daß ich es weiß! Du sollst diesen Kummer nicht wieder haben. Deine Heilige...." „Schweig!" rief Johannes, und als Emilie erschreckt einen Augenblick schwieg, trat Johannes mit mitleidigem Blick vor sie hin. „Emilie, Schwester!" sagte er mild, „ich bitte Dich, banne dieses Mißtrauen, diese Bitterkeit aus Deinem Herzen!" Emilie fing heftig an zu weinen und rief: „Da — da sehe ich es ja selbst, mit eigenen Augen, Dein Blick sagt mehr als alle Worte! Mein eigner Bruder verachtet mich! Ja, ich bin eine Ausgestoßene, die Niemand, Niemand leiden mag! was ich sage, beleidigt die Andern, was ich thue, ist unrecht, ich...." „Das nicht, liebe Schwester! aber um Deiner selbst willen...." „Und ich will nicht! ich will nicht!" rief Emilie, ihn unterbrechend und mit dem Fuße stampfend, „ich will, will und will nicht!" „Und ich will Dich verlassen, bis Du zur Vernunft zurückgekehrt bist!" sagte ernst Johannes, „denn dies ist ein Betragen, wie es sich keineswegs ziemt!" und verließ das Zimmer. Emilie aber raufte ver-

zweiflungsvoll ihr Haar, rang die Hände, warf dann ihre Arbeit und was ihr zunächst stand, zu Boden, sich selbst aber, laut jammernd, daneben. „Ich will nicht häßlich, ich will nicht unglücklich, nicht ungeliebt sein!“ rief sie. Johannes, der draußen vor der Thüre stehen geblieben war, hörte die Jammerlaute der Unglücklichen und trat, vom Mitleid übermannt, wieder ein; kaum aber erblickte ihn die Schwester, als sie aufsprang. „Fort, fort, Heuchler!“ rief sie, „ich verachte, ich hasse Dich! geh', geh' zu Deiner schönen Geliebten, Deinem adeligen Fräulein! geh'!“ — Eine Thräne trat in Johannes Auge, eine Thräne der Empörung. „Weißt Du auch, daß Du in meinem Hause bist? und daß es von mir abhängt, Dich länger hier zu dulden, oder Dir die Thüre zu weisen?“ sagte er mit vor Zorn zitternder Stimme; aber schnell sich fassend, fügte er hinzu: „Verzeih'! — ich übereilte mich!“ Emilie aber stürzte wie wahnsinnig aus dem Zimmer und schloß sich in ihre Kammer ein. Johannes fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Herr, Du legst auf mich ein schweres Joch!“ seufzte er; —

dann nahm er Hut und Stock und verließ die Pfarrwohnung.

Die wilde Rose.

Die drei Herren vom Schloß, Graf Fels, Leo und Hartlinger, durchschritten indessen das Dorf; Leo war zerstreut und wortkarg; er beschäftigte sich im Gehen damit, seine glänzenden Stiefelchen mit seinem zierlichen Spatzierstöckchen zu schlagen und schenkte dem Gespräche der beiden anderen Herren nur ein halbes Ohr. Doch jetzt wurde er aufmerksamer; man befand sich unter Eglantinens Fenster. Er blickte auf, zeigte mit dem Spatzierstöckchen nach dem Hause und sagte: „Hier wohnt ein hübsches Mädchen; haben Sie die Kleine gesehen, Hartlinger?“ „Dies Haus,“ erwiderte dieser mit leichtem Spott, „gehört dem Fräulein Eglantine von Borneck!“ „Von Borneck? ein guter Name!“ rief Graf Fels, und Leo fragte: „Und die kleine Blondine?“ „Ist das Fräulein Eglantine von Borneck,

Besitzerin dieses Gebäudes und daranstoßenden Parkes, die hinterlassene Nichte der verstorbenen Baronin von Stein, von welcher sie diese Domäne erbte!“ erwiderte Hartlinger, und Leo lachte. „Im Winter wohnt sie doch wohl in der Stadt?“ fragte er, das leichte Gebäude mit den Augen überfliegend. „Kann keine Auskunft darüber geben,“ fuhr Hartlinger fort, vermuthe aber, daß dies nicht der Fall ist, da sich das Fräulein von Borneck durch Handarbeiten ernährt.“ „Durch Handarbeit?“ rief der Graf und Leo zu gleicher Zeit, und Leo fügte theilnehmend hinzu: „Ist sie so arm?“ „So scheint es!“ erwiderte Hartlinger; der Graf aber rief, stehen bleibend und die Hände verwundert ineinanderschlagend: „Eine von Borneck! ein so guter Name!“ „Ja, Georg!“ erwiderte Hartlinger, „nicht überall finden sich guter Name und Geld zusammen. Der Graf von Fels ist auch hierin vom Schicksal begünstigt.“ „Keinen Spott, keinen Spott, lieber....! Das Schicksal könnte besser mit mir verfahren sein, weniger stiefmütterlich!“ lächelte der Graf, und Hartlinger rief: „Die Frau Gräfin, Deine Frau, Georg, würde

sich vielleicht bewegen lassen, sich für das junge Mädchen zu interessiren. Diese wilde Rose würde sich, in den Schloßgarten verpflanzt, vielleicht zur Centifolie ausbilden.“ „O ja, Onkel!“ rief lebhaft Leo, „Deine Frau muß Etwas für dies junge Mädchen thun!“ Der Graf erwiderte nachdenkend: „Ich werde mit Augusten sprechen.“

Die, von der so eben die Rede war, Eglantine, musterte gerade ihre kleine Garderobe. — Die Trauerzeit, über die Gebühr ausgedehnt, mußte doch nun ein Ende nehmen, zumal da die Trauerkleider anfingen, zu zerreißen. „Was mache ich nur, um diese Ärmel auszubessern?“ fragte das Fräulein von Borneck ihre Dienerin, indem sie ein ziemlich ausgewaschenes gelbes Kattunkleid in die Höhe hielt, „und hier mein Strohhut? — der ist auch fürchterlich! — gewaschen muß er werden, das kostet Geld! und Band habe ich auch nicht! — Höre, liebe Anna, hier ist mein blaues Thibetkleid, es ist zwar mein bestes, aber das kann nichts helfen, trage es in die Stadt und verkaufe es!“ „Ei, nicht doch!“ rief Anna, „was bliebe denn zum Herbst und Winter?“

„Liebe Anna, es ist noch ein schwarzwollenes Kleid von der Tante da, das mache ich mir zurecht, wenn es kalt wird, um in die Kirche zu gehen; — aber sieh', ein Sommerkleid muß ich haben, um es Sonntags zur Kirche anzuziehen. — Im Winter ist die Herrschaft nicht hier; — aber jetzt — ich schäme mich, wenn ich kein Sonntagskleid habe!" „Aber, Fräulein, liebes Eglantinchen!...." wandte die Alte ein; aber Eglantinchen schmeichelte: „Thu' es, gute Anna, geh', geh' schon heute oder morgen!" Anna gab nach. „Was will ich denn machen!" sagte sie, „aber im Winter werden Sie gewiß das Kleidchen vermissen." „Ach, nicht doch! nicht doch!" rief Eglantine; Anna aber brummte: „Ach, ja doch! ja doch!.... dann ist es aber fort!" — Nach einer Pause, die Eglantine abermals zur Musterung des gelben Kattunkleides benutzte, fragte sie: „Anna, glaubst Du, daß ich die Herrschaft grüßen muß, wenn ich ihr im Dorfe begegne?" „Ei gewiß," Fräulein!" erwiderte die Gefragte. „Und glaubst Du auch, daß sie mit mir sprechen werde?" fragte sie weiter; „meinst Du, daß ich, wie zum verstorbenen

Grafen, auch jetzt wieder auf's Schloß gebeten werde?" — Die gute Anna wußte freilich keinen Bescheid hierüber zu geben, um ihres Fräuleins Zweifel zu heben; aber lange sollte sie sich nicht mit diesen Zweifeln plagen, denn schon am andern Morgen — Anna war eben mit dem blauen Thibetkleide zur Stadt gegangen — erschien im Zimmer der bestürzten Eglantine eine junge Dame, etwas hager, blaß, mit langen, röthlichen Locken, und Sommersprossen im Gesicht, begleitet von den gräflichen Kindern, die bald englisch, bald französisch sprach; aber Beides verstand Eglantine nicht; der kleine, sechsjährige Graf mußte sich in's Mittel schlagen und den Dolmetscher machen. Und Eglantine erfuhr endlich zu ihrem größten Erstaunen, daß Gräfin Fels sie ersuchen ließ, in den Nachmittagsstunden, zwischen sechs und sieben, auf's Schloß zu kommen. — Eglantine wurde feuerroth; abschlagen konnte sie diese Einladung nicht, und — was sollte sie für ein Kleid anziehen? — Sie versprach zu kommen. Als die Engländerin mit den Kindern fort war, wurde die Sorge noch lebhafter; das gelbe Kattun-

kleid wurde noch einmal von allen Seiten betrachtet. — Ach! es war nicht möglich! — „Ah! ein Ausweg! Der Tante schwarzseidenes Kirchenkleid! — Modern ist es freilich nicht, sitzen wird es auch nicht — allein mit der seligen Tante gutem Umschlagetuch darüber wird es schon gehen. — Ach! wäre nur Anna da, um mir mit Rath und That in dieser Noth beizustehen! Emilie könnte helfen — sie könnte meinen Hut zurecht machen, hat sie doch das Putzmachen erlernt, aber — sie darum bitten — ? — o nein, nein! — zu Emilien gehen, sie um eine Gefälligkeit ansprechen, — nimmermehr!" Mit diesen Worten schloß sie ihr Selbstgespräch und ging sogleich daran, sich selbst zu helfen.

Den drei Herren war es in der That gelungen, die Gräfin für das Fräulein von Borneck zu interessiren, und die lebhafte, junge Frau hatte darauf bestanden, das Fräulein je eher je lieber kennen zu lernen. Der Vergleich, den Hartlinger ihr wiederholte, daß nämlich unter ihrer Fürsorge die wilde Rose zur Centifolie werden könne, gefiel ihr besonders. „Ich will das arme Kind schon etwas er-

ziehen!" rief sie, „sie soll mir auf dem Lande die Zeit vertreiben! Armes Kind! — Miß Leeve sagte mir, sie sei recht hübsch; ihr Anzug ist wohl ganz ländlich? — weißes Kleid, runder Strohhut, schwarzes Schürzchen, nicht wahr?" Hartlinger zuckte die Achseln, und die Gräfin fuhr fort: „Ach! die Armuth hat doch auch ihre gute Seite, ihre rührende, romantische!" und sie legte sich auf dem Divan zurecht, indem sie durch die zarten, mit Ringen geschmückten Finger ihre schwarzen, glänzenden Locken zog. Hartlinger legte ihr ein Kissen unter die kleinen Füßchen, die ein Paar schwarze Atlasschuhe umschlossen; sie dankte ihm mit freundlichem Kopfnicken, und Leo, der ihr gegenüber saß, mit einem großen Blick ansehend, als wolle sie ihn auffordern, ihrem Gedankenschwunge zu folgen, fuhr sie fort: „Ich wünschte mir, arm zu sein, dann würde ich allen Armen zeigen, wie man der Armuth eine schöne, liebliche Seite abgewinnen könnte. — Ich würde zum Beispiel stets ein reinliches, aber einfaches weißes Kleid tragen, im Haar nie etwas Anderes als frische Blumen, ein schwarzes oder auch buntes Schürzchen

dazu umbinden und so Blumen oder Früchte zum Verkauf herumtragen." „Ganz recht! wie die Soubretten auf dem Theater!" rief Hartlinger und machte eine ernste Miene; die Gräfin aber blickte ihn mißtrauisch an und fuhr dann eifrig fort: „Spotten Sie nicht, Hartlinger, ich werde Ihnen beweisen, daß meine Theorie gut ist!" „Ihre Theorie? vortrefflich!" rief Hartlinger. „Ei, auch in der Praxis!" erwiderte ärgerlich die Gräfin und fuhr dann fort: „Wenn die Armen nicht immer so schmutzig, so zerlumpt aussähen, würde man ihnen eher Etwas schenken. Es ist ja so leicht, sich reinlich zu kleiden; ihre einfachen Kleider von Leinwand können sie sich in jedem Bache waschen!" „Allerdings, gnädigste Frau Gräfin!" rief Hartlinger, „Sie haben vollkommen Recht; die Bettelfrauen würden dann vollkommen den Lilien auf dem Felde gleichen und jeder Landschaft als reizende Staffage dienen — ob aber dieses Costüm ganz praktisch sein würde?...." „O gewiß!" versicherte die Gräfin, „denn, wie schon gesagt, man würde einer reinlich und nett gekleideten Bettlerin weit eher Etwas

schenken, als einer häßlichen, schmutzigen — hu, mir grauset davor! — ich komme keiner solchen Frau, die ihre zerlumpten, kranken Kinder mit sich herum trägt, auf hundert Schritt zu nahe!" „Das ist allerdings etwas Anderes!" erwiderte Hartlinger und zog sein Gesicht in ernste Falten. Leo versicherte seiner jugendlichen Tante, sie sei ein Engel, und wenn Alle dächten und handelten wie sie, so würde die Welt zum Paradiese. Der Graf aber war in tiefe Gedanken versunken und stieß nur dann und wann die Worte hervor: „Eine von Borneck, ein so guter Name!" „Man ist es dem Fräulein schuldig, Etwas für sie zu thun, nicht wahr?" fragte Leo, und der Graf neigte gedankenvoll den Kopf. „Man ist es sich selber schuldig!" verbesserte er, „von Borneck und Handarbeiten!" Plötzlich stand er auf und verließ das Zimmer, in welches er nach einigen Augenblicken, in der Hand die Familien-Chronik, zurückkehrte. „Auguste!" sagte er, „Auguste, wir müssen Etwas für dieses junge Mädchen thun, denn — hier siehst Du es! — ein Fels, mein Großvater, war in zweiter Ehe mit einer

von Borneck vermählt! sie brachte ihm eine vollständige Aussteuer mit! — Weiß der Himmel, wie diese Familie so heruntergekommen ist!“ „Vielleicht durch Mésalliancen!“ rief Leo. Bei diesem Worte fuhr der Graf in die Höhe. „Wer war die Mutter des Fräuleins von Borneck?“ fragte er Hartlinger. „Kann nicht dienen!“ erwiderte achselzuckend der Gefragte, „sie kann wohl am Besten selbst Aufschluß geben; dort kommt sie ja den Schloßberg herauf!“ Alle eilten an's Fenster; wie vom Blitz getroffen schnellte die Gräfin vom Divan auf und flog ebenfalls dem Fenster zu. Sie blickte hinaus, sie nahm die Lorgnette, blickte einen Augenblick scharf hinab auf das Mädchen und warf sich dann, laut auflachend, auf einen Sessel. Leo folgte ihr, indem er fragte: „Was ist denn?“ Die Gräfin aber erhob sich, zeigte mit dem Zeigefinger nach Eglantinen hin und warf sich, wieder laut auflachend, auf den Divan.

Wirklich hatte auch der Anblick der armen Eglantine etwas Komisches, besonders für eine elegante, der Mode huldigende Frau, wie Gräfin Fels es war. Eglantine trug ein schwarzes Kleid, offenbar

für eine kleine, starke Dame gefertigt; sie selbst aber war, wenn auch nicht groß, so doch auch nicht klein und sehr schlank. Auf dem Kopfe trug sie einen schwarzen Sammethut, welcher sich ebenfalls in dem Nachlaß der Verstorbenen gefunden hatte, und das Ganze vollendeten staubfarbene Schuh und ein rothes Umschlagetuch. „Das ist Ihre wilde Rose, Hartlinger?“ rief die Gräfin, und Leo lachte herzlich mit; der Graf aber meinte: „Liebe Auguste, fasse Dich! Bedenke doch, das Fräulein von Borneck kann jeden Augenblick eintreten!“ „Ja, ja! gleich will ich mich fassen!“ lachte die Gräfin; „Leo, geben Sie mir geschwind mein Flacon, ich will daran riechen, jedesmal, daß mir das Lachen ankommt.“ Leo gehorchte, und kaum hatte die Gräfin das Riechfläschchen, so knarrte auch schon die Thüre und ein Diener meldete: „Das Fräulein von Borneck!“ Der Graf schritt Eglantinen bis an die Thüre entgegen, während sich Hartlinger, als stiller Beobachter, in ein Fenster stellte, Leo aber der Tante zusprach und sie leise bat, sich zu fassen, das arme Mädchen sei ja ganz verlegen. „Mein Fräulein!“ begann der

Graf die befangene, an der Thür stehen bleibende Eglantine anzureden: „Mein Fräulein, ich bin sehr beglückt...." Eglantine hielt, hinter sich greifend, die Thürklinke fest, während sie sich, hochroth vor Bangigkeit und Hitze, fortwährend schnell und kurz verneigte. Den Grafen steckte die Verlegenheit des Mädchens an. „Eine von Borneck und so in ihrer Erziehung vernachlässigt!" dachte er und stammelte: „Mein Fräulein, erlauben Sie mir, Sie zu meiner Frau zu geleiten!" Er bot Eglantinen die Hand und führte sie zum Divan, auf dem die Gräfin noch immer lag. Leo sprang auf und trat zur Seite hinter den Stuhl, auf dem er bis jetzt, neben seiner Tante, gesessen hatte, und den er, Eglantinen Platz machend, etwas zur Seite zog; sein Blick aber ruhte auf dem erröthenden Landmädchen. Die Gräfin wandte sich um, Eglantine zu begrüßen, fuhr aber eben so schnell wieder zurück und preßte das Flacon an ihre feine, zartgeformte Nase. „Auguste!" sagte der Graf, „Auguste, das Fräulein von Borneck!...." Die Gräfin aber brach in lautes Lachen aus, drückte sich, um dieses zu unterdrücken,

oder zu verbergen, in die Kissen, stopfte das Taschentuch in den Mund und barg auf diese Weise ihr Antlitz vor der erschreckten Eglantine Blick. „Meine Frau ist unwohl, entschuldigen Sie, mein Fräulein!“ stammelte der Graf. Da fand Eglantine ihre Besonnenheit wieder, welche das Betragen der Gräfin ihr fast ganz geraubt hatte. „Sie ist unwohl! wie ist ihr zu helfen?“ dieser Gedanke war jetzt der einzige, den sie fassen konnte. „Unwohl?“ rief sie daher laut aus, „o, sein Sie ruhig, Herr Graf! ich verstehe mich auf Krankheitsfälle!“ und schnell nahm sie der Gräfin das Riechfläschchen aus der Hand. „Das ist nicht gut, starke Gerüche taugen nichts bei krampfhaften Zufällen!“ rief sie — „frisches Wasser ist besser!“ Und ohne sich nach ihm umzusehen, legte Eglantine das Flacon in des erstaunten Leo Hände, nahm die feingeschliffene Kristallflasche, welche voll Wasser auf einem silbernen Teller auf dem Tische stand, und goß sich daraus in die hohle Hand. „Meine verstorbene Tante hatte oft krampfhafte Ohnmachten,“ sagte sie, die Gräfin mit Wasser bespritzend, „ich weiß daher, was man dabei

zu thun hat.“ Hartlinger drehte sich nach der Straße zu um und schaute, sein Lachen verbergend, zum Fenster hinaus. Der Graf war wie versteinert; Leo aber, der nicht recht wußte, ob seine Tante in der That krank geworden sei, blickte besorgt bald auf diese, bald auf Eglantine. Die Gräfin aber wußte in Wahrheit nicht, was sie thun sollte; die naive Unschuld des Mädchens machte ihr Lachen verstummen, sie schämte sich — keine Weltdame hätte sich boshafter rächen können; wenn es Absicht war, daß Eglantine sie krank nannte — sie in einem krampfhaften Zustande zu sehen meinte — was blieb ihr übrig? — nichts, als die Ohnmächtige zu spielen. Sie drückte ihre Augen fest zu und ließ sich geduldig mit Wasser bespritzen; aber nach und nach wurde ihr diese Lage unerträglich, — sie mußte weinen, und trotzdem, daß sie ihre Augen fest zudrückte, drangen die Thränen zwischen den dunklen Wimpern unaufhaltsam hervor und flossen über ihre Wangen herab. „Sie weint!“ rief Eglantine, mit dem Blick eines erfahrenen Arztes auf die Gräfin schauend, „das ist gut, nun legt sich der Krampf!“ Da sprang

die Gräfin auf (länger hätte sie es nicht ausgehalten) und hastig verließ sie, hinter sich die Thüre verriegelnd, das Zimmer. „O! — o! — entschuldigen Sie!" stammelte der Graf. „Wer kann vor Krankheit!" erwiderte Eglantine und setzte sich auf den ihr vom Grafen angebotenen Sessel. Eine Stille entstand; Leo zupfte an seinen Manschetten, und Hartlinger betrachtete noch immer die Gegend. Endlich begann der Graf: „Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein, was Ihre Frau Mutter für eine Geborne war?" „Das weiß ich nicht," erwiderte, in ihre frühere Befangenheit zurückfallend, Eglantine. „Das wissen Sie nicht? — hm! — vermuthlich...." Hier stockte der Graf, warf Eglantinen einen mißtrauischen Blick zu und flüsterte seinem Neffen leise in's Ohr: „Vermuthlich eine Garnichtgeborne!" Dann fragte er wieder laut: „Haben Sie keine näheren Anverwandten, mein Fräulein?" „Meiner Mutter Schwester, die verwittwete Majorin Stein, ist todt, und ihr Bruder, der Steuerrath von Wellen, hat zwölf Kinder, die ich aber alle nicht kenne!" war die Antwort. „Ah

so —! also eine von Wellen war Ihre Frau Mutter. Eine gute Familie die von Wellen!" versetzte der Graf mit freundlich-erheitertem Blick. — In diesem Augenblicke flog die Thür des Nebenzimmers wieder auf, und herein flatterte, rauschte die Gräfin, in ihrem weiten, weißen Kleide wie in einer Wolke schwebend. „Entschuldigen Sie! ich war recht albern! — es soll aber nicht wieder vorkommen!" rief sie, und Hartlinger wandte sich schnell nach der Gräfin hin, sein dunkles Auge ruhte einen Augenblick fest auf ihr. „Ach Gott! meine gnädigste Frau Gräfin!" stammelte Eglantine, „Krankheit ist ein Unglück, aber kein Unrecht!" „Lassen wir diese Sache ruhen!" rief die Gräfin, „und erzählen Sie mir lieber Etwas von Ihrem Leben hier im Dorfe. Wann stehen Sie auf? mit der Sonne, nicht wahr?" „I nun, mitunter wird es wohl auch etwas später!" erwiderte Eglantine, „dann gehe ich in den Garten; o, es ist herrlich, wenn die Lerchen in der blauen Morgenluft jubeln und auf den Bäumen der Thau glänzt!" „Das ist ja eine Idylle!" rief die Gräfin, und Hartlinger einen Blick zuwerfend, fügte sie hinzu:

„Sehen Sie, daß die Armuth auch ihre Reize hat!“ Dann wandte sie sich wieder zu Eglantine. „Und wenn die Noth groß ist, nicht wahr, dann kommen die frommen Landleute und theilen gern das Wenige, was sie besitzen, mit Ihnen?“ „Liebes Kind!“ rief der Graf etwas befangen, „liebes Kind, ein Fräulein von Borneck!“ Eglantine lächelte. „Ach! selbst im Winter kann man Alles bekommen; es gehen täglich Boten in die Stadt!“ erwiderte sie, die Gräfin mißverstehend, und fuhr dann fort: „Theurer ist dann freilich Alles, aber da macht man aus der Noth eine Tugend und begnügt sich mit Wenigem. Ist die Milch theuer, nun, so trinkt man....“ „Ach, nicht wahr, Sie leben nur von Milch und Früchten?“ unterbrach die Gräfin Eglantine, und diese erwiderte: „Das nicht! wir essen, besonders Sonn- und Festtags, auch Fleisch und trinken unsern Kaffee, oder vielmehr unsere gebrannte Gerste; nur wenn die Milch theuer ist, trinken wir schwarz!“ „Gebrannte Gerste? — was ist das?“ fragte die Gräfin, welche mit großem Interesse Eglantinens Bericht folgte; „ich kenne dieses Getränk

gar nicht!“ „O, mit Zucker und Milch schmeckt es wie Kaffee!“ rief Eglantine. „O liebes, liebes Fräulein Borneck, lassen Sie mich morgen in Ihrer Villa gebrannte Gerste trinken! Morgen komme ich zu Ihnen, morgen nach sechs Uhr mit meinen Kindern!“ „Morgen früh um sechs?“ fragte Eglantine treuherzig. „Des Morgens früh? o, wo denken Sie hin! ich stehe erst nach zehn Uhr auf!“ lachte Gräfin Fels, „nein, morgen Nachmittag um sechs! — nicht wahr, es bleibt dabei?“ Eglantine, halb erfreut, geschmeichelt, und doch aus vielen Gründen besorgt, bat die Gräfin, morgen nur vorlieb nehmen zu wollen, und empfahl sich dann, im Herzen seelenfroh, daß Anna das Thibetkleid zum Verkauf getragen habe, weil dadurch Geld in's Haus kam und sie in den Stand gesetzt wurde, einen Kuchen backen zu können. — Anna schlug die Hände über den Kopf zusammen, als ihr Eglantine mittheilte, welch' vornehmer Besuch ihnen Tags darauf zugedacht sei, und legte sich dann Alles zurecht, um schon vor Sonnenaufgang ihr Werk, die Stube zu scheuern, beginnen zu können.

Ein Besuch.

Als Eglantine fort war, begann der Graf, der wie verzweiflungsvoll herumlief: „Mein Gott, mein Gott! wie weit ist es mit dem Adel gekommen! Eine von Borneck! und so....!" „Ja wohl, mein lieber Georg!" rief Hartlinger, „mit dem Adel geht es jetzt wie mit den Kartoffeln; er ist ausgeartet! — Dieselbe Sorte Kartoffeln ist nun so lange immer und immer wieder auf unsern Feldern gebaut worden, daß sie schlechter und schlechter wurden, bis sie endlich gänzlich entartet sind — sie sind ganz untauglich geworden." „Was willst — Du damit sagen?" fragte der Graf mit einfältiger Miene. „Ei, man verschreibt neue!" rief Hartlinger, „der Landmann sieht ein, daß er an den alten nichts mehr hat — er greift zu neuen, kräftigern! — Die adeligen Herren mögen sich in Acht nehmen!" „Was willst Du nun wieder — damit sagen?" fragte der Graf etwas gereizt. „Nichts, lieber Georg, als daß es doch nicht unmöglich wäre, der Landmann

sehe plötzlich ebenfalls ein, daß, wie seine Kartoffeln, auch seine Herren schwach, entnervt, unbrauchbar geworden sind, und daß er unhöflich genug wäre, ihnen ihre Unfähigkeit, noch ferner an der Spitze zu stehen, merken zu lassen." „Ich verstehe nicht, was Du sagen willst!" rief der Graf; die Gräfin aber rief, indem sie mit ihren Ringen und Armbändern spielte, ein Zeitvertreib, dem Leo mit großem Interesse zuzusehen schien: „Er träumt wieder von Umwälzungen und Revolutionen!" „Mir scheint," flüsterte Leo, „er vergleicht uns mit Kartoffeln?" „Ja, das thut er!" erwiderte, ohne ihr Spiel zu unterbrechen, in demselben flüsternden Tone die Gräfin, „ich kenne seine Art und Weise, er meint es nicht so böse, er ist nur neidisch, daß er nicht anerkannt ist und doch einen Grafen zum Vater hat." Beide flüsterten weiter, während der Graf und Hartlinger sich laut unterhielten. „Umwälzung? — Revolution?" fragte der Graf, „ist das wahr? meinst Du das damit?" Hartlinger lachte. „Meine Befürchtungen, meine Erwartungen — Dir mitzutheilen, erlaß mir; es hieße dies tauben Ohren

predigen; Ihr glaubt ja doch nicht eher an Das, was da kommen muß, als bis Ihr es nicht mehr verhindern könnt.“ „Aber was soll ich thun?“ fragte der Graf. Hartlinger blickte ihn mitleidig, die Achseln zuckend, an, dann sagte er: „Mache Deine Gelder disponibel!“ „Ich?“ fragte der Graf erstaunt; „das geht nicht an! — und was sollte ich dann thun?“ „Alles, was Du erübrigen kannst, nach Amerika schaffen!“ erwiderte Hartlinger. „Bah! nach Amerika!“ versetzte der Graf. „Lieber Mann, Du thätest nicht übel, manchmal auf Hartlinger's Rathschläge zu hören!“ rief die Gräfin und streifte spielend ihre Armbänder an Leo's Hand. „Lassen wir diese Angelegenheit bis auf Weiteres!“ rief der Graf und fügte dann schnell, als wolle er Niemand die Zeit lassen, das eben abgehandelte Thema weiter zu besprechen, hinzu: „Ich kann mich nicht darüber trösten, daß eine von Borneck, ein Mädchen aus so guter Familie, von so altem Adel, so heruntergekommen ist!“ und sich zu Hartlinger wendend, fragte er: „Das Traurige, das darin liegt, fühlst Du doch auch?“ „Worin?“ fragte

Hartlinger; „darin etwa, daß Fräulein Eglantine einer altadeligen Familie angehört?“ „Nun ja doch!“ rief ärgerlich der Graf. „Mein lieber Georg!“ begann Hartlinger wieder, „sieh' Dich um — rings im Zimmer um! Deine Frau hat ihren Salon mit allerhand Rococo ausgeschmückt.“ Der Graf blickte sich rings im Zimmer um, und Hartlinger fuhr fort: „Hier diese alten Rahmen, diese goldenen Armsessel .... sieh' Dir diese Rococogegenstände genauer an —“ „Nun, nun?“ fragte der Graf etwas ungeduldig, und Hartlinger fuhr in ruhigem Tone fort: „Rococo ist ein wahres Bild unseres Adels, ein Überrest aus längst dahingeschwundener Zeit! — Neues kann der Adel nicht schaffen, ihm fehlt die Kraft; deshalb umgiebt er sich so ängstlich mit den alten Resten seiner vergangenen Größe, die, neu vergoldet, auch herrlich strahlen, aber unter der Vergoldung nagt der Wurm, leise, aber unaufhaltsam, immer fort, bis mit einem Male das ganze, künstlich zusammengehaltene Werk zusammenbricht! — Die Zeit, wo dies geschieht — ist gekommen; der Rococo hält nicht mehr, und mit ihm sinkt auch

der letzte, morsche Halt des entnervten, geschwächten Adels!" — Der Graf fuhr sich verzweiflungsvoll über die Stirne; die Gräfin aber lachte, dann flüsterte sie Leo zu: „Immer grob ist dieser Mensch — aber — so ganz Unrecht hat er nicht!" — Leo streifte sich der Gräfin Armringe von seiner Hand, stand auf und trat gedankenvoll an's Fenster. „Aber was soll man thun, um den Adel wieder zu heben?" rief der Graf. „Dieser Rococoadel wird sich, so Gott will, nicht wieder aus dem Staube erheben!" rief Hartlinger, „wohl aber ein Verdienstadel! und Heil dem Sohne, der einen solchen als Erbe seiner Väter in sich trägt; er mag stolz auf seine Vorfahren zurückblicken und sich froh ihren Enkel nennen!" Er stand auf und ging zu Leo hin. „Wollen wir einen Spatziergang zusammen machen, Baron?" fragte er diesen. „Warum nicht!" erwiderte Leo freudig, fügte aber sogleich mit einer Grimasse gegen die Tante hinzu: „Meine Mittel erlauben mir das!" „Sie sind heute himmlisch!" rief diese und warf ihm ein Kußhändchen zu.

Die beiden Herren verließen das Gemach und

der Graf setzte sich näher zu seiner Frau. „Dieser Mensch bringt mich noch in die Grube!“ rief er. „Weshalb? so laß ihn doch reden!“ erwiderte die Gräfin. „O, Auguste! wenn Du wüßtest, wie ich es meinem Vater nachtrage....!“ „Still, Georg!“ unterbrach ihn seine Frau, „Dein Vater ist nicht der Einzige, der einen Sohn außer der Ehe hatte.“ „Aber gewiß der einzige Vater, der seinem rechtmäßigen Erben ein solches Testament hinterlassen hat!“ rief der Graf. „Aber mein Gott, Georg, was ist denn so Schlimmes darin? — Dein Vater hatte Reue und hat väterlich nach seinem Tode für sein Kind gesorgt. Du darfst ihm dies nicht zum Vorwurf machen!“ „Das thue ich auch nicht, und hätte er ihm zu gleichen Theilen mit mir vermacht, gut! — aber daß ich ihn bei mir behalten, mich Bruder von ihm nennen lassen muß! — Bruder? — Du? — Du! — darin liegt eine Härte — o, eine Härte! — darin liegt mehr als Härte, Grausamkeit, eine fürchterliche Grausamkeit!“ rief leidenschaftlich der Graf, „und dies bis er sich entschließt, freiwillig entschließt, mein Haus zu verlassen.“

„Kaufe ihm seine Rechte ab!" rieth die Gräfin, und der Graf rief heftiger noch: „Und glaubst Du, ich hätte dies nicht schon versucht? — was habe ich ihm nicht Alles gegeben, um ihn fern von mir zu halten! was habe ich ihm nicht Alles geboten, versprochen, wenn er wieder auf Reisen gehen wollte! — Nein, nein, ich will, ich kann nicht! war seine Antwort. —" „Vielleicht verliebt er sich und heirathet; mit Frau und Kind kann er doch nicht bei uns bleiben!" lachte die Gräfin. „Ja, wenn das geschähe, eines meiner Güter sollte er bekommen!" rief der Graf, „aber sein Herz ist kalt!" „Versuchen wir es mit der Borneck!" warf die Gräfin leicht hin; aber der Graf gerieth in Zorn. „Eine von Borneck? eine von Borneck? wo denkst Du hin, Auguste!"

Noch lange sprachen Graf und Gräfin Fels über den aufgedrungenen Pflegebruder und wie er zu entfernen sei, aber ohne Abhülfe zu finden. Eglantine und Anna aber saßen um diese Zeit zusammen in der Jelängerjelieber=Laube und besprachen sich über die Art und Weise, wie und womit die gnädige

Frau Gräfin empfangen und bewirthet werden sollte; es wurde endlich beschlossen, daß Anna Alles säubere und aufputze und Eglantine während dem einen Kirschkuchen backe. — Bei diesem Geschäfte traf sie am andern Morgen Hartlinger, der unerwartet in ihr Haus trat. — Eglantine erröthete und band schnell die Küchenschürze ab; sie war ganz bestürzt und nöthigte den fremden Herrn, in das kleine Zimmerchen, die Putzstube genannt, einzutreten.

Hartlinger blickte sich um. „Hier ist es ja recht nett, recht freundlich!" sagte er herzlich, und sein Auge streifte von den weißen Vorhängen längs den gemalten Wänden hin. „Da haben Sie ja auch einige Bildchen!" rief er und trat näher hin, wo über dem Sopha einige Landschaften hingen: kleine, gemalte Lithographien in einfachen Holzrahmen, die in den Ecken größtentheils die Spuren von Alter und Feuchtigkeit trugen. Zwischen diesen Landschaften hingen einige, von Immortellenkränzchen umgebene, Silhouetten, und den einfachen Spiegel hielt ein Mooskranz und eine verblichene blaue Bandschleife an der Wand fest. Im Fenster standen

Blumentöpfe, auf dem Bureau große, aus dem Garten frisch herbeigeholte Blumensträuße in Senfbüchsen. „Blumen am Fenster, Blumen im Zimmer, und Sie selbst die schönste der Blumen, die Rose!“ sagte Hartlinger und verneigte sich vor Eglantinen, welche sich, verwirrt und erröthend, ebenfalls verneigte, indem sie erwiderte: „O, Sie sind gar zu gütig....!“ plötzlich aber stockte sie in ihrer Rede, ihre Wangen färbten sich mit noch höherem Roth, und ihre Augen halb fragend, halb schüchtern zu ihm erhebend, fügte sie halblaut hinzu: „Wenn ich nur wüßte, ob es Ernst oder Spott ist.“ „Also Sie auch schon!“ rief Hartlinger ernsthaft, fast schmerzlich, „auch Sie glauben, daß ich nur spotten kann?“ „Ach nein! das nicht, — aber....“, stammelte das erschreckte Mädchen. Hartlinger aber trat auf sie zu, faßte ihre Hand, und ihr fest in's Auge blickend, sagte er: „Fräulein Eglantine, Sie werden eines Freundes, eines Rathgebers bedürfen; nehmen Sie mich als einen solchen an! — Die Gräfin hat die besten Absichten hinsichtlich Ihrer; sie wird Ihnen Vorschläge machen; — Sie können

durch die Protection dieser Dame Ihr Glück machen, Ihre beschränkten Verhältnisse mit glänzenderen vertauschen; aber Sie kennen diese Verhältnisse nicht, Sie kennen die Verhältnisse nicht, in welche Sie das Schicksal führen wird; — deshalb — kam ich, Ihnen meine Freundschaft, meinen Rath und meinen Beistand anzubieten.“ „Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte Eglantine, und Hartlinger fuhr fort: „Die Gräfin wird mit Ihnen sprechen, nur vorbereiten sollte ich Sie, — dies habe ich gethan, — und nun leben Sie wohl! — Vergessen Sie aber nicht, daß Sie an mir stets einen Freund, einen Bundesgenossen haben!“ Er verneigte sich und verließ das staunende, verwirrt ihm nachblickende Mädchen, das plötzlich in ängstlicher Befangenheit ausrief: „Was ist denn geschehen? Was geschieht denn nur mit mir, was wollte dieser Mensch?“ Anna eilte herein; Eglantine fing an zu weinen. „Was ist Ihnen, Fräulein? was ist geschehen?“ rief die bestürzte Alte. „Ach, Anna!“ seufzte Eglantine, „wenn — wenn ich nur bessere Kleider hätte! — Die Gräfin hat Etwas mit mir vor, sie will mich

gewiß wieder einladen, und ich habe Nichts anzuziehen.“ Anna schüttelte den Kopf. „Ach! wenn die gute, selige, gnädige Frau ihr Herzenskind so weinen sähe! — Ja, wie sie noch lebte, da waren noch gute Zeiten! Sie nahm jeden Groschen zusammen, um ihrem Tinchen ein hübsches Kleidchen zu kaufen; — aber freilich, unsereins hat keine Pension, und hundert Thaler jährlich, das klingt wohl recht gut, es ist aber doch nicht viel und will eingetheilt werden. Eine schlechte Mitgift ist's aber nicht, und ich begreife nicht, daß der Herr Pastor....“ „Anna, sieh' nach dem Kuchen!“ unterbrach Eglantine schnell die alte Schwätzerin.

Anna eilte fort, und Eglantine holte das gelbe Kattunkleid hervor. „Es muß schon gehen!“ rief sie erheitert. „Kommt Zeit, kommt Rath! muß ich doch erst hören, was die Gräfin von mir will.“ Es war eine Eigenthümlichkeit des jungen Mädchens, daß sie in ihren Empfindungen so schnell wechselte: noch die Thräne des Schmerzes im Auge, konnte sie schon wieder lächeln, und wo sie schon Alles verloren glaubte, fand ihr praktischer Sinn

eine Minute später die richtige Abhülfe, und in das Unvermeidliche wußte sie sich leicht zu finden. Über den Tisch breitete Anna ein schneeweißes Tuch, setzte einige becherförmige Tassen mit kleinen Löwenfüßchen darauf, betrachtete mit Wohlgefallen, als ob sie dies noch nie gesehen hätte, die auf den Tassen gemalten Bildchen: Glaube, Liebe, Hoffnung, oder: Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht! und schmunzelte dann wohlgefällig, indem sie rief: „Na, nun kann die gnädige Frau Gräfin kommen!" —

Gräfin Fels in der Cottage.

Halb sieben Uhr kam ein Wagen den Schloßberg herabgefahren; es war die Gräfin, welche diese paarhundert Schritte herabfuhr. Neben dem Wagen her, an Miß Leeve's Hand, hüpften die beiden kleinen Comteßchen, der kleine Graf aber sprang, mit den Pferden wetteifernd, voran.

Eglantine — hinter ihr die knixende Anna —

empfing ihre Gäste an der Hausthür. „Das ist Ihre Cottage, liebe Eglantine?“ rief die Gräfin und überflog das Haus mit den Blicken. „Recht nett, recht ländlich; ich liebe Weinlaub an den Häusern. Etwas eng werden Sie wohl hier wohnen in dieser Miniatur-Ausgabe von einer Wohnung; aber lassen Sie uns sehen, wie es innen ist!“

Eglantine zeigte der Gräfin die Treppe. „Da hinauf soll ich?“ rief sie, ihre Kleider zusammennehmend, „das ist ja so eng wie eine Thurmleiter! Wer ist denn das, die Alte da? wohl Ihre Duegna? — Na, vorwärts, Courage! Courage!“ und lachend stieg sie empor. —

Oben angelangt, schüttelte sie ihre Kleider auf, während Eglantine ihr die Stubenthür öffnete. „Da hinein soll ich?“ fragte sie, sobald sie sich fertig geputzt hatte; „da muß ich mich ja bücken, sonst brechen meine Federn ab.“

Eglantine führte sie zum Sopha. „Ach, wie ist dieses Zimmer so niedrig!“ rief Gräfin Auguste, indem sie sich niedersetzte.

Eglantine wollte einschenken; da sprang sie wieder

auf. „Ich halte es nicht aus!“ rief sie. Miß Leeve und die Kinder, welche die an der Wand hängenden Bildchen betrachtet hatten, blickten sich bestürzt um. „Liebste, Beste!“ fuhr die Gräfin, gegen Eglantine gewendet, fort: „in diesem Zimmer halte ich es nicht aus! Der enge, eingeschlossene Raum! und hu! — dort alle die Immortellenkränzchen, — die verschossene Bandschleife! — Hier ist's ja wie in einer Gruft! — Hier bleibe ich nicht, ich muß Luft haben, — diese vielen Blumen, die Hitze —! es ist mein Tod, wenn ich hier bleibe!“ „Wir wollen doch in den Garten gehen!“ rief Anna, die das jüngste Comteßchen, das sie bis jetzt auf dem Arme gehalten hatte, um ihr die kleinen Landschaften zu zeigen, schnell niedersetzte. „In den Garten? — bei Tage?“ fragte die Gräfin.

„Die Laube ist bedeckt!“ versicherte Eglantine.

„O ja, Mama!“ riefen die Kinder, „wir wollen in den Garten!“ „Nun denn! — Courage!“ lachte die Gräfin, nahm ihre Kleider eng zusammen und schritt, oft aufschreiend, als sei Gefahr dabei, und dann wieder lachend, die schmale Treppe hinab,

die aus Eglantinens Häuschen in den Garten führte. Unten angelangt, meinte sie lachend, sich umblickend: „Etwas Straßenstaub werden wir hier wohl schlucken müssen, — immer aber besser hier, als in der Gruft zu bleiben!“

Anna brachte den Kaffee herunter; sie war verdrießlich, daß man nicht im Putzzimmer blieb, und nun rief die junge, verwöhnte Frau: „Hier sitzt man ja wie auf dem Präsentirteller! — wenn nur Leo vorbeiritte!“ und plötzlich mit dem Taschentuche nach der Nase fahrend, fügte sie laut, fast kreischend, hinzu: „Ach, hier riecht es nach dem Kuhstall! Geschwind eine Tasse Kaffee, mir wird schlecht!“ Aber kaum hatte sie den sogenannten Kaffee zum Munde geführt, als sie die Tasse hastig wieder niedersetzte und das Genossene ausspuckte.

„O, o! das ist etwas Gräßliches, das ist Gift! — meine Liebe, Beste, das kann ich nicht trinken, ich bin es nicht im Stande!“ —

Eglantine und Anna standen wie vernichtet; in Eglantinens Auge traten Thränen. „Ich hätte gern Alles besser hergerichtet, aber....“, sagte sie

stockend; die Gräfin jedoch ließ dem jungen Mädchen keine Zeit zum Ausreden; sie fiel ihr um den Hals. „Liebste, Beste! es soll Alles anders werden; ich habe mich selbst überzeugt, daß hier kein passender Aufenthalt für Sie ist. — Ich bin gekommen, um Sie aus diesen ärmlichen Verhältnissen zu reißen, ich nehme Sie zu mir auf's Schloß und im Winter mit mir in die Stadt. Ihre Toilette und alle Unkosten sind meine Sorge. — A propos, sprechen Sie französisch? —"

„Ich verstehe es!" stotterte Eglantine.

„Gut, das müssen Sie erlernen, ehe wir in die Stadt kommen. Dreimal die Woche kommt Monsieur Albert heraus zu uns, um die Kinder zu unterrichten; Sie mögen Theil an dem Unterrichte nehmen. Auch das Tanzen müssen Sie erlernen, und Miß Leeve wird Ihnen etwas englisch lehren; o, Sie werden noch une jeune dame accomplie, ehe wir nach der Stadt zurückkehren! — Dann bemuttere ich Sie, ich nenne Sie chère cousine, chère enfant, ma petite rose! — Die Leute werden lachen und mich necken, wie sie die Fürstin Merzercka

geneckt haben, die ihre Stiefnichte in die Welt führte; die Fürstin war nur zwei Jahre älter als ihre Nichte. — A propos, wie alt sind Sie, liebe Eglantine?"

„Achtzehn Jahre!" stammelte diese, und die Gräfin fuhr fort zu schwatzen:

„Und ich — nun — ich bin — vierundzwanzig Jahre alt. Vierundzwanzig Jahre ist noch kein Alter; ich bin noch sehr jung, nicht wahr, liebe Eglantine?" Eglantine war durch der Gräfin Betragen so verwirrt, gekränkt, bestürzt und überrascht worden, daß sie keines Wortes mächtig war; schweigend folgte sie daher der Gräfin, die jetzt der Hausthüre zueilte.

Vor dem Hause hielt der Wagen. „Ich will noch etwas spatzieren fahren!" rief sie, ihren Kindern winkend; diese aber betrachteten mit zärtlichen Blicken Eglantinens Kirschkuchen, der ihnen ganz besonders gut und reizend erschien, weil es ihnen überhaupt reizend und neu war, bei fremden Leuten Etwas zu genießen.

Die Gräfin lachte. „Ihr könnt Euch wohl gar

nicht losreißen von der gebrannten Gerste? Kinder!“ rief sie, „nun, bleibt nur da! Miß Leeve mag Ihnen meinen Plan weiter auseinandersetzen, liebe Eglantine.“

Diese letzten Worte sprach die Gräfin schon im Einsteigen. „Ich will die Umgegend kennen lernen,“ gebot sie dann dem Diener, warf sich in die eine Ecke des Rücksitzes, ihre Füßchen auf den Sitz ihr gegenüber stellend, und winkte im Fortfahren der bewegt ihr nachblickenden Eglantine mit der Hand den Abschied zu.

Während Anna die gräflichen Kinder mit Kuchen versorgte, von dem sie nicht genug erhalten konnten, setzte Miß Leeve, freilich in einer Eglantinen ziemlich unverständlichen Sprache, aus Deutsch, Französisch und Englisch zusammengesetzt, auseinander, was die Gräfin eigentlich beabsichtige.

Als Miß Leeve mit den Kindern fortgegangen war, lös'te sich Anna's Zunge und sie rief: „Ei, das sind mir schöne Leute! — Alles schlecht machen! — Gruft, Gift, nach Kuhstall riechen! Ei, da muß sie nicht zu unsereinem kommen, die Frau Gräfin!“

Eglantine schluchzte heftig, die Aufregung, in der sie sich befand, lös'te sich in Thränen auf. Anna weinte nun auch mit. „Weinen Sie nicht!" tröstete die gute Alte; „der Kaffee war ganz gut und der Kuchen delicat! — Da versuchen Sie selbst! — essen Sie doch, Eglantinchen! So weinen Sie doch nicht so! — Ja, ja! vornehme Leute sind anders, wie andere ehrliche Leute — na, so muß es sein, denn wie es ist, ist es gut und an Gottes Wort soll man nicht herummakeln; wenn es hätte anders sein sollen, hätte er es anders gemacht und arme Leute sind auch Gotteskinder, und kommen eben so gut in den Himmel als die Reichen!"

Eglantine aber dachte nicht wie Anna, ihr Herz fand keinen Trost und heiße Thränen rannen fort und fort aus ihren Augen; sie schämte sich, schämte sich ihrer Armuth! — Endlich, nach einem kurzen, ihr selbst fast unbewußt gekämpften Kampf, faßte sie einen Entschluß und dieser war — das Anerbieten der Gräfin anzunehmen. Ihre Freiheit, ihre Selbstständigkeit wollte sie hingeben für äußeren Glanz, für Wohlleben im Hause der Reichen.

„Ich nehme die Stelle an," sagte sie zu Anna, „die mir die Gräfin anbietet, denn, nicht wahr? ich soll Gesellschafterin bei ihr werden?"

Anna zuckte die Achseln. „Ich habe sie nicht verstanden," sagte sie traurig, dann brach sie in Thränen aus. „Was soll denn aus mir werden, mir armen, alten Mädchen?" fragte sie.

„Du bleibst hier, gute Anna! Du verwaltest mein Eigenthum, als ob es das deine sei! — Schickt mich die Gräfin einmal fort, — so komme ich wieder zu Dir —!"

„Also Sie kommen wieder, — na, Gott sei Dank!" rief Anna und wischte sich ihre Augen mit der Schürze.

„Ich weiß nicht, — aber — mir ist es so....!" erwiderte Eglantine.

Schloßleben.

Schon am andern Morgen mußte Eglantine auf's Schloß ziehen. — Ihr war, als träume ihr. Das schöne Zimmer, die schönen Kleider der Gräfin,

welche für sie zurecht gemacht wurden, — Alles, Alles kam ihr vor wie aus „Tausend und einer Nacht".

Mit lebhafter Ungeduld wollte die Gräfin Alles gleich eingerichtet sehen, warten wollte und konnte sie nicht, deshalb sollte auch gleich auf der Stelle Eglantinens Erziehung beginnen. „Chère cousine, Sie müssen hübsch gerade sitzen, schlagen Sie die Füße nicht übereinander! — Eglantine, wie halten Sie die Gabel! mein Gott, wie ist Ihre Erziehung vernachlässigt?" so sprach die Gräfin, unermüdlich das junge Mädchen beobachtend; für Leo hatte sie keinen Blick; — aber schon nach drei Tagen ließ der Eifer nach, und Leo's Witze und Scherze, Grimassen und Anekdoten fanden wieder ein gnädiges Gehör.

Der Graf dagegen scheute keine Ausgabe, um Eglantine auszusteuern; hielt er es doch für seine Pflicht, eine von Borneck aus dem Schlamme der Armuth hervorzuziehen.

Hartlinger sagte nichts zu allem dem, beobachtete aber verstohlen, und so entging es ihm nicht, daß Leo ein mitleidsvolles Interesse an den Tag legte,

so oft sein Tantchen Eglantine auf recht beschämende Weise, was oft geschah, zurechtwies.

Dieses Interesse verlor sich nicht, im Gegentheil, es schien zu wachsen.

Nach vierzehn Tagen schon war Eglantine wenigstens in so weit an die neuen Verhältnisse gewöhnt, daß es ihr leicht wurde, sich in den schönen Kleidern zu bewegen, was ihr Anfangs nicht recht hatte gelingen wollen; auch die ängstliche Scheu vor der Dienerschaft war verschwunden, und mit Leo scherzte und lachte sie gern; nur die freie Luft fast ganz zu entbehren, fiel ihr schwer, denn die Gräfin ging nie am Tage spatzieren, und Eglantine durfte sie nicht verlassen.

Eines Tages waren Beide allein; die drei Herren waren schon frühzeitig über Land geritten; die Gräfin hatte lange Weile. „Was fangen wir an?" rief sie; „Eglantine, lesen Sie mir vor!" „Was befehlen gnädige Gräfin, daß ich lese?" fragte diese, und Gräfin Auguste entgegnete: „Geben Sie dort einen Band von Schiller's Werken! ich werde Ihr Urtheil bilden, mein Kind! dort stehen Schiller's Werke —

dort rechts!" Eglantine brachte, nachdem sie einige durchblättert hatte, den Tell. „Mein Liebling!" sagte sie. Die Gräfin winkte, daß sie beginnen sollte; aber kaum hatte Eglantine die ersten Seiten gelesen, als Gräfin Fels ausrief: „Sie lesen ja ohne Anstoß? ist Ihnen der Tell schon bekannt?"

„O gnädige Gräfin, ich kenne die sämmtlichen Werke von Schiller!" erwiderte Eglantine.

„Sie? —" fragte die Gräfin ganz erstaunt und erhob sich aus ihrer liegenden Stellung, um das junge Mädchen anzusehen; „Sie?" wiederholte sie noch einmal, „hier auf dem Lande? wie ist das nur möglich?" „O gnädige Gräfin, als meine selige Tante noch lebte, lasen wir alle Abende zusammen, der Herr Pastor kam oft und las uns vor!" erwiderte Eglantine erröthend. „Ach, der Pastor! das ist also ein gebildeter Mann?" fragte die Gräfin, „nun, ich werde ihn auf das Schloß bitten lassen."

Eglantine nahm schnell wieder das Buch. „Lassen Sie das! Legen Sie das Buch hin! ich sehe schon, Sie bedürfen hierin meiner Belehrung nicht; geben Sie mir — dort links auf dem Bücherbret! — eines

der französischen Bücher, ich will Ihre Aussprache hören!“

Eglantine gehorchte, sie brachte das Buch und begann zu lesen; aber schon nach den ersten Worten, die sie laut gesprochen hatte, stieß die Gräfin einen gellenden Schrei aus, hielt sich die Ohren zu und schrie mehr, als daß sie rief: „Assez, assez! nicht weiter, nicht weiter! ich kann es nicht hören, Ihre Aussprache zerreißt mir die Ohren!“

Eglantine legte, leise seufzend, das Buch auf den Tisch. — O wie gern wäre sie in diesem Augenblick nach ihrer stillen, friedlichen Wohnung zurückgekehrt! — allein — zufällig sah sie ihr Bild im Spiegel — wie nett war sie gekleidet — wie schön sah sie aus! und alle diese schönen Sachen hätte sie zurücklassen müssen! — Sie eilte auf die Gräfin zu, faßte ihre Hand und rief in einer Wallung von Dankbarkeit: „Ich will mir Mühe geben, meine Aussprache zu verbessern; haben Sie Geduld, es wird schon besser werden!“

Die Gräfin küßte des Mädchens Stirn. „Es wird schon werden, liebe Eglantine; geben Sie sich

nur rechte Mühe!" sagte sie. — In diesem Augenblick flog die Thüre auf, Leo war zurückgekehrt und trat ganz unerwartet ein. „Ach! — welch eine rührende Scene!" rief er, in der Thür stehen bleibend, „ich muß gestehen, daß ich mich in staatsbürgerlicher Hinsicht gerührt fühle!" Die beiden Frauen lachten, und die Gräfin fragte ihren Neffen, weshalb er schon zurückgekehrt sei.

„Madame!" erwiderte Leo, sich verneigend, „Madame, ich vermochte es nicht länger zu ertragen, von Ihnen getrennt zu sein! — Die ältesten Leute erinnern sich nicht, daß Jemand eine Sehnsucht, ein Heimweh, dem meinen gleich, empfunden hat; ich kehrte um, ritt nach Hause, denn meine Mittel erlaubten mir das."

„Erfinden Sie etwas Neues, Leo!" rief die Gräfin, „staatsbürgerliche Hinsicht und erlaubte Mittel langweilen mich!"

„Nun denn, meine gnädige Frau Tante, in Zukunft werde ich in nichtstaatsbürgerlicher Hinsicht zu unerlaubten Mitteln greifen müssen!" erwiderte Leo mit der üblichen Grimasse.

„Leo, Leo, Sie sind einzig!" rief lachend die Gräfin, „aber warten Sie einmal — ich habe da einen Brief erhalten, worin auch von Ihnen die Rede ist." Sie erhob sich.

„Kann ich ihn nicht holen?" fragte Eglantine.

„Nein, nein! ich will selbst gehen!" rief die Gräfin, in ihr Zimmer eilend.

Eglantine und Leo blieben allein; Leo ging einigemale im Zimmer auf und ab, dann trat er zu Eglantine hin. „Ich werde nun bald wieder abreisen, Fräulein!" sagte er, und Eglantine rief in ungekünstelter, schmerzlicher Überraschung: „Schon! — o, wie schade!"

„Werden Sie mich vermissen?" fragte Leo freundlich.

„O gewiß, recht sehr!" war die offenherzige Antwort, und Leo, ihre Hand ergreifend, sagte gerührt: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein!" In diesem Augenblicke rauschte der Gräfin Kleid schon nahe der Thüre; Leo führte schnell Eglantinens Hand an seine Lippen, und „Ach!" dieser Überraschungslaut ertönte von der eintretenden Gräfin

Lippen; ein Brief, den sie in der Hand hielt, fiel zu Boden. Schnell bückte sich Eglantine, hob ihn auf und reichte ihn der Gräfin. Diese riß ihn dem Mädchen aus der Hand. „Au!" schrie sie auf und schüttelte die zarten Finger, als habe sie sich gebrannt.

„Was ist denn?" fragte Leo, und die Gräfin rief halb zornig, halb weinerlich: „Mein Gott, Eglantine! Sie haben Hände so hart wie Leder! ich habe mir weh', sehr weh' gethan, als Sie mir den Brief gaben."

Eglantine erröthete; sie fühlte sich beschämt, gekränkt und trat fern hin in ein Fenster; die Gräfin aber warf sich wieder auf den Divan. „Setzen Sie sich, Leo!" gebot sie mit einem mißtrauischen Blick auf den jungen Mann und entfaltete den Brief. „Er ist von meiner Cousine Waldburg, hören Sie nur! Die Clara ist doch einzig; eine Wittwe, wie sie, ist mir noch nie vorgekommen. Auf ihrem Schreibtische steht Waldburg's Bild — der arme Ferdinand! es war ihm recht ähnlich — ihren Jungen hat sie bei sich auf Waldburg behalten, seine Erziehung selbst geleitet; man sagt, sie hätte

immer recht hübsche Hofmeister bei der liebenswürdigen Range gehabt; unser Pastor soll auch eine kurze Zeit lang dort gewesen sein, wie mir Georg erzählt hat. — Aber denken Sie sich — ja, was wollte ich sagen — ja, richtig! Clara hat einen Ball gegeben und wird gefeiert und in den Himmel erhoben; Anträge hat sie alle Tage, aber sie bleibt Wittwe. — O, Waldburg's Bild steht nicht umsonst auf ihrem Schreibtisch! — Aber hören Sie, was die übermüthige Frau schreibt.“ Und nun theilte die Gräfin ihrem Neffen eine Menge von Anekdoten mit, die ihr Clara alle geschrieben hatte; Leo lachte darüber, verlangte immer mehr zu hören, und die Gräfin las immer weiter.

Eglantine stand fern; sie begriff nicht, was so komisch, so lächerlich an diesem Geschwätze sein könne; sie fühlte sich so verlassen, so vereinzelt; ihr Blick schweifte hinaus in die lachende Gegend, und ihr wurde so bange, so traurig im Herzen, ihr war, als sei sie ein Vogel in goldenem Käfig. — O welche Sehnsucht erwachte da plötzlich nach der kleinen Wohnung hundert Schritte vom Schloß, nach

der guten alten Anna, nach den lieben alten Gewohnheiten und Umgebungen! — Sie sah sich um, — die Thüre des goldenen Käfigs stand offen, — es bedurfte nur eines raschen Entschlusses, und Eglantine war gewohnt, sich rasch zu entschließen, rasch zu handeln.

„Also Hofmeister! — hübsche Hofmeister?“ hörte sie Leo jetzt fragen, und die Gräfin sagte lachend: „Chacun à son goût!“ — Leise, um das lachende Paar nicht zu stören, schlich sie zur Thüre und huschte hinaus; weder die Gräfin, noch Baron Hackenitz bemerkten es.

Wiedersehen.

Eglantine nahm sich kaum Zeit, ihren Hut aufzusetzen; ohne Schirm und Handschuhe, wie sie es sonst gewohnt war, stürzte sie aus dem Schloß und flog in's Dorf. —

Laut aufjauchzend begrüßte sie ihre kleine, ärmliche Wohnung. — Als hätte sie seit Jahren diese

Räume nicht gesehen, so betrachtete sie Alles umher, küßte ihre Blumen am Fenster, die Bildchen an der Wand, und tanzte und lachte vor Freude und Glück in der niedrigen, kleinen Stube umher.

So fand sie Anna, die aus dem Garten heraufgeeilt kam, weil ihr im Vorübergehen des Pfarrherrn Schwester zugerufen hatte: „Eine vornehme, geputzte Dame ist in's Haus gegangen!" „Ach, mein Eglantinchen! mein Eglantinchen!" rief die gute Alte, „aber wie schön! ach wie schön!" und sie betrachtete das Kleid ihres Fräuleins. „Ei, ei! das ist eine Pracht! — und nun bleiben Sie wieder hier, nicht wahr?" — Eglantine senkte das Haupt. — „Nein, Anna, — ich muß gleich wieder fort!" seufzte sie. Anna's Blick verdüsterte sich. „Gleich wieder fort?" rief sie, „und der Herr Pastor hat mir auf die Seele gebunden, es ihm wissen zu lassen, wenn Sie hier wären, er hätte mit Ihnen zu sprechen!" „Er — ?" fragte Eglantine und rief nach einem kurzen Sinnen: „Anna, ich werde noch etwas verweilen, geh' zum Herrn Pastor, sage ihm, er möchte sich herüber bemühen."

Anna eilte fort, vorher noch schnell mit der Schürze den Staub von dem Tische wischend. Eglantine blieb allein, und da der stürmische Jubel, womit sie ihre alte Wohnung begrüßt hatte, vorüber war, begann sie zu denken, zu vergleichen. — Vierzehn Tage lang erst war sie bei Gräfin Fels, hatte allerdings in diesen vierzehn Tagen so Manches ertragen müssen, das ihr schwer geworden war, allein an Vieles hatte sie sich auch schon gewöhnt, und — wieder fiel ihr Blick auf ihren eleganten Anzug; sie stand auf, zupfte sich zurecht, betrachtete sich in dem kleinen Spiegel und suchte dann die Stellungen und Haltung der Gräfin nachzuahmen; so bereitete sie sich vor, Johannes Frank zu empfangen.

Als sie den Pastor mit ihrer Dienerin auf der Treppe sprechen hörte, warf sie sich auf das Sopha, wie Gräfin Fels zu thun pflegte; als aber Johannes leises Klopfen ihr verrieth, daß der Geistliche ihr schon so nahe war, sprang sie schnell wieder auf und schritt mit so stürmisch klopfendem Herzen der Thüre zu, daß sie keines Wortes mächtig war.

Johannes sah bleich aus; auch er fand keine

Worte, und so standen sich Beide schweigend gegenüber. Anna schob dem Herrn Pastor einen Stuhl hin und entfernte sich dann, um Kaffee zu kochen.

Eglantine nöthigte den Geistlichen mit einer Handbewegung zum Niedersitzen. Johannes nahm einen Stuhl, Eglantine ihm gegenüber Platz.

Einen Augenblick noch schwiegen Beide; dann sagte Johannes, anfangs mit schwankender Stimme, die, je länger er sprach, desto fester wurde: „Mein Fräulein, Sie haben einen wichtigen Schritt gethan; — Sie haben einen schnellen Entschluß gefaßt und diesen schnell, ohne mit sich selbst, ohne mit Andern zu Rathe zu gehen, auch ausgeführt. — Fräulein Eglantine, Sie haben nicht wohl daran gethan, so schnell zu handeln; Sie haben nicht wohl gethan, mir, Ihrem Lehrer, nichts davon zu sagen! — Haben Sie auch bedacht, welchen Gefahren Sie entgegengehen?"

„Gefahren?" fragte Eglantine.

„Ja, Gefahren!" rief Johannes, „großen Gefahren! — den Gefahren der Armuth!"

„Der Armuth?" fragte Eglantine erstaunt und

wollte noch Etwas hinzufügen, allein Johannes fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Hier waren Sie unter uns nicht arm, Eglantine, nein, Sie waren reich, denn Sie waren zufrieden, glücklich! — Eglantine, Sie waren glücklich und frei! Sie brauchten nicht von Almosen zu leben!....“

„Von Almosen!“ rief das Fräulein erglühend, „bin ich eine Bettlerin, weil ich....“

„Noch nicht, Eglantine!“ unterbrach sie der Geistliche, „noch sind Sie nicht arm, aber Sie können es werden; mitten im Reichthum, im Glanze können Sie grenzenlos elend werden, wenn Sie sich vom falschen Glück, von Äußerlichkeiten bestricken und verführen lassen, und es Ihnen zum schweren Opfer wird, in Ihre einfachen Verhältnisse zurückzukehren. — Je mehr Bedürfnisse ein Mensch hat, desto ärmer ist er! — O, verlernen Sie in Ihren neuen Verhältnissen nicht, erkünstelte Bedürfnisse zu verschmähen! Eglantine, verlernen Sie den hohen, heiligen Stolz nicht, das Gefühl, stolz darauf zu sein, Vieles entbehren zu können und Wenig von-

nöthen zu haben! Führen Sie sich stets vor Ihre reine Seele den Gedanken, wie genügsam Jesus war, und doch wie reich in seiner scheinbaren Dürftigkeit! — Schreiben Sie tief in Ihr Herz die Worte der heiligen Schrift: „„Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth““! — In der großen Welt, in die Sie durch Ihre neuen Verhältnisse geführt werden, schätzt man den Werth des Menschen fast nur nach seinem Gelde, nach dem Range, den er einnimmt; Sie aber, Eglantine, Sie müssen sich nicht durch diese Dinge, diese Erbärmlichkeiten bestechen lassen! — Vergessen Sie über Rang und Reichthum, die Sie umgeben, verblenden, anreizen werden, Ihre Christenpflichten nicht! In den höhern Ständen tödtet der Unterschied des Ranges nur zu oft das Gefühl allgemeiner Menschenliebe! Man blickt auf Niedrigerstehende herab, mit Geringschätzung auf seinen Nächsten, man betrachtet untergeordnete Menschen nur als Mittel, um den Einfällen der Höheren zu dienen, man schätzt sie nicht um ihres angebornen Menschenwerthes willen! Die Reichen wissen nichts von

Menschenrecht, nichts von demuthvoller Anspruchslosigkeit, nichts von Wahrheit, von....“ — er fuhr sich über die Stirne mit seiner linken Hand, während er die rechte auf's Herz preßte, und fügte dann hinzu: „Ich erhitze mich, und das darf nicht sein! — Ich kam, um Ihnen meinen besten Segen, meinen Rath mit auf Ihren schweren Lebensweg zu geben, und ich erhitze mich! — Verzeihen Sie, Eglantine!“

„O, Herr Pastor!“ stammelte das bewegte Mädchen, „glauben Sie wirklich, daß die Gräfin zu diesen Reichen gehört, welche so denken, wie Sie eben sagten?“

Der Pastor suchte sich zu fassen; er hatte sich übereilt und fühlte dies. „O nein, nein!“ rief er, „wie kann ich wissen! — o, keine Regel ohne Ausnahme!“ stotterte er, „ich meinte nur.... ich wollte eigentlich sagen, daß es den Reichen schwerer wird Mensch zu sein, als Anderen; ich meinte nur, daß man unter den Reichen und Vornehmen die meisten charakterlosen Menschen findet! — Bleiben Sie fest, theures Fräulein, bleiben Sie wahr, eine ächte Christin! Vergessen Sie die Tugend, die Religion, —

Ihre stille ländliche Heimath, Ihre Freunde, — mich nicht, Eglantine! —" Er drückte das Tuch an seine Augen, — er weinte. Eglantine hatte ihn so erschüttert und erregt, wie in diesem Augenblicke, noch nie gesehen; es schmerzte sie tief; aber zurückzukehren, dem Leben, das sich so wunderbar, wie in einen Zauberschleier gehüllt, ihr zeigte, zu entsagen, — dieses Opfer vermochte sie nicht zu bringen.

„Ich muß wieder fort!" rief sie ängstlich und stand auf; Johannes that dasselbe; er suchte sich zu fassen, trat ihr näher und reichte ihr die Hand. „Versprechen Sie mir, daß Sie das Himmlische nicht über dem Irdischen vergessen wollen, und daß — daß...." Eglantine war schon an der Thüre. „Ich muß fort!" rief sie ängstlicher, und Johannes rief ihr, leidenschaftlich aufgeregt, nach: „Und wenn der Verführer Ihnen naht, — Eglantine, Eglantine!...."

Aber diese floh schon den Schloßberg hinan; ihr war, als würde sie von unsichtbaren Geistern getrieben. —

Als Anna mit dem Kaffee eintrat, fand sie ihren Pfarrherrn auf einen Stuhl hingesunken, Kopf und Arme hingen schlaff herab, auf der Stirn perlte Angstschweiß, und aus seinen Augen rannen Thränen.

Argwohn.

Oben im Schlosse war Eglantinens Abwesenheit gar nicht bemerkt worden; Leo hatte der Gräfin einen Plan mitgetheilt, den er entworfen hatte, wie vor dem Schloß, in dem Garten, ein Zelt aufzurichten sei, woselbst auf weichen Kissen, vor Sonne und Regen geschützt, die Gräfin von Blumen umgeben, wie eine Fee in ihrer Grotte, ruhen könne, und Auguste wollte nun auf der Stelle ein solches Zelt haben. — Man sandte einen Boten ab, der in der nahen Stadt alles Erforderliche besorgen sollte, und die Gräfin gewann es über sich, am Arme ihres Neffen in den Garten zu gehen, um den Platz selbst zu betrachten, wo das Zelt stehen sollte.

Eglantine, noch aufgeregt und erschüttert, folgte nur langsam nach, sie suchte die Einsamkeit; und so verließ sie die Gräfin und Leo, um sich in die schattigen Gänge des Gartens zu vertiefen.

Eine kleine, mit Sträuchern aller Art bepflanzte Anhöhe gewährte die Aussicht auf das Schloß, einen Blick über den ganzen Garten und das Dorf; hierhin auch schlenderte Eglantine.

„Wie schön!" rief sie, sich umblickend, aber plötzlich gewahrte ihr scharfes Auge, das ihr Wohnhaus gesucht und gefunden hatte, wie sich die Thüre desselben öffnete und ein Mann heraustrat — es konnte kein anderer als Johannes sein, — und doch war es schon länger als eine Viertelstunde, daß sie ihn verlassen hatte; sie seufzte tief und wandte den Blick. —

Zu ihren Füßen lag das Schloß, der Garten, ein kleiner, von Schwänen bewohnter Teich in der Mitte desselben, und im Thale das friedliche Dorf. —

Sie setzte sich, den Blick auf das Schloß gerichtet, auf eine Rasenbank nieder, ihr war so seltsam traurig

im Herzen, als habe sie ein Unrecht begangen, so fühlte sie es schlagen.

Schritte schreckten sie auf; es war der heimgekehrte Hartlinger, der sich ihr grüßend nahte.

„Störe ich?“ fragte er freundlich.

„O nein!“ gab sie leise zur Antwort, und Hartlinger nahm an ihrer Seite Platz. Still beobachtete er sie eine Weile lang, dann sagte er herzlich:

„Ihnen fehlt Etwas, Fräulein Eglantine! Sie haben Etwas auf dem Herzen und trauen sich nicht, es mir zu vertrauen! — Sprechen Sie — offen, frei, ich bitte Sie darum! Ich kann Ihnen rathen, helfen; denn ist nicht die Lage, in der ich mich befinde, der Ihren ziemlich gleich?“

„Ach, Herr Hartlinger!“ seufzte Eglantine, „man hat mir so Angst gemacht vor der Welt und den Menschen; ich fürchte mich, — und doch....“

„Und doch reizt mich die große Welt mit ihren Freuden! nicht wahr?“ ergänzte Hartlinger.

Eglantine neigte bejahend das Haupt.

„Wer hat Ihnen Angst gemacht?“ fragte Hartlinger; Eglantine aber schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie wollen es nicht sagen, gut, ich achte Ihre Discretion, mein Fräulein!“ rief er; „erlauben Sie mir aber, Ihnen nun meine Ansichten über die große Welt mitzutheilen. Wer die große Welt fürchtet, kennt sie nicht; und wer sie kennt, verachtet sie.“

„Also Sie meinen . . . ?“ fragte stockend Eglantine.

„Ich meine, daß man sie kennen lernen muß!“ rief Hartlinger, „sonst hat man eine fortwährende Sehnsucht darnach, — ich spreche jetzt von Ihrem Gesichtspunkte aus gesehen, mein Fräulein!“

„Also ich soll . . . . ?“ begann aufschauend abermals das junge Mädchen.

„Nur wer Alles kennt, kann über Alles urtheilen!“ fuhr Hartlinger fort, „wer aber über Etwas urtheilt, was er nicht kennt, ist ein Narr!“

Eglantine fuhr zusammen. „Ich habe doch immer gehört . . . .;“ sie stockte.

„Daß die Welt und ihre Freuden das reine Gemüth beflecken, den Seelenfrieden ertödten, engherzig, kalt machen, den Geist erschlaffen, den Körper schwächen!“ rief Hartlinger schnell hinter=

einander; Eglantine folgte gespannt seinen Worten. „Ja, ja!“ rief sie jetzt, und Hartlinger fuhr lachend fort: „Ganz recht, so sprechen alle Die, welche es nicht verstehen: Landgeistliche, alte Jungfern und Kranke! — und sie thun wohl daran, gegen die Freuden der Welt zu sprechen, denn ihnen sind sie unerreichbar, und — Etwas, was man nicht erreichen kann, zu verschmähen — o, mein Fräulein! liegt darin nicht eine große Weisheit? — nur darf man es sich nicht merken lassen, daß die Trauben sauer sind.“ Er lachte hell auf; Eglantinen aber wurde — als müsse sie diesen Menschen fliehen, und doch auch wieder erschien er ihr als ihre beste, ihre einzige Stütze. Noch mit diesen Gedanken beschäftigt, fühlte sie ihre Hand plötzlich von einer glühend heißen gepreßt, und Hartlinger sagte: „Wollen Sie die Menschen, mit denen Sie jetzt leben, beherrschen, statt sich von ihnen mißbrauchen, unterjochen zu lassen, so müssen Sie auf Alles aufmerken, Alles sehen, Alles hören, ohne sich dieses merken zu lassen. Zum Beispiel, was Sie dort vor dem Schlosse sehen, müssen Sie — scheinbar — für ganz in der

Ordnung, für ganz unschuldig halten!" und er zeigte nach der angedeuteten Richtung hin; Eglantinens Augen folgten seiner Weisung, und sie sah, wie die Gräfin, wahrscheinlich nicht ahnend, daß sie beobachtet werde, ihrem Neffen, wie es schien, heftige Vorwürfe über Etwas machte; dieser legte, wie betheuernd, seine Hand auf's Herz und suchte alsdann der Gräfin Hand zu fassen, die sie ihm aber schnell wieder entzog und sich mit dem Taschentuch die Augen wischte. Leo verdoppelte seine Betheuerungen; jetzt wurde die Gräfin freundlicher, sie gab ihm ihre Hand, er drückte erst diese, dann die Gräfin selbst an seine Brust und, sich scheu umblickend, einen Kuß auf ihre Lippen.

Eglantine saß wie versteinert neben Hartlinger, der noch immer ihre Hand in der seinen hielt und bald Leo und die Gräfin, bald Eglantine mit stechendem Blick beobachtete.

Eglantine, mit dunkler Röthe auf den Wangen, sprang plötzlich auf. „O, das ist fürchterlich!" rief sie, „Sie sind ein schlechter, ein abscheulicher Mensch!" — „Ich, mein Fräulein?" fragte verwun-

dert Hartlinger und stand gleichfalls auf; „mir scheint doch, daß ich dieses Urtheil weniger verdiene, als der Schwestersohn des Grafen Fels, Baron Leo von Hackenitz?“ „O, Sie wollen gute Menschen verdächtigen, herabziehen!“ rief sie verwirrt und sich bemühend, Hartlinger's stechendem Blicke auszuweichen. Dieser lachte. „Vortrefflich, mein Fräulein! ich selbst könnte nicht besser diese Rolle spielen. Sie sind auf dem besten Wege!“

Eglantine rief außer sich: „Ich spiele nicht Comödie! ich sage die Wahrheit! Sie, Sie wollen mich glauben machen ....“ Sie stockte, und leiser fügte sie hinzu: „Gräfin Fels liebt ihren Neffen wie einen Bruder! — Weshalb sehen Sie etwas Böses in ihrer Vertraulichkeit?“

„Ich? — mein Fräulein! Was habe ich gesagt, das Sie glauben machen kann, ich beschuldige Gräfin Fels eines Einverständnisses mit Baron Leo von Hackenitz? — Die Gräfin liebt den Baron wie einen Bruder? — O, es kommt oft vor, daß Geschwister auf einander eifersüchtig sind, — darin finde ich nicht das Geringste, — ein fühlendes Herz

geräth oft auf seltsame Einfälle!“ „O, Sie sind mein Freund nicht!“ rief Eglantine und eine Thräne des Unmuthes trat ihr in das Auge. „Sie wollen mich....“ „Die Welt kennen lehren?“ unterbrach sie Hartlinger ernsthaft, verneigte sich tief vor dem zürnenden Mädchen und eilte fort.

Verwirrt, betroffen, zweifelnd, unschlüssig und rathlos stand Eglantine und blickte ihm nach, — dann that sie ein Paar Schritte. „Hartlinger!“ rief sie. — Der war aber schon weit entfernt und vernahm ihren Ruf nicht mehr. — Da plötzlich stieg wie durch grauen Nebel ein Dämmerlicht, eine Erinnerung in ihr auf, und laut sprach sie einen alten Reim, den sie vor Jahren einmal von ihrer Tante gehört, und den sie, ohne zu wissen, von wem er sei und was er bedeute, auswendig gelernt hatte, vor sich hin:

„Wie oft hab' ich auf meinen Knie'n gelegen
Und hab' um Licht in dieser Nacht gefleht,
Und als ich's stundenlang also getrieben,
Und sah nun auf mit gläubig=frommem Blick,
Da war der Himmel grau, der Genius stumm geblieben,
Und Alles wies mich auf mich selbst zurück!“ —

Thränen heiß, bitter, entströmten ihren Augen, als sie leise die letzten Worte wiederholte: „Und Alles wies mich auf mich selbst zurück!“ Dann sank sie auf ihre Kniee, hob flehend die Hände zum Himmel auf, ließ sie wieder sinken und flüsterte noch einmal: „Und Alles wies mich auf mich selbst zurück!“ —

Erklärung.

Nur wer es empfunden hat, mit einem Male aus dem Unschuldstraume der Jugend durch eine harte Hand geweckt und in die Wirklichkeit versetzt zu werden, kann Eglantinens Gefühle begreifen, die Angst, womit sie um sich blickte, wie auch den Drang, den ihre zagende Seele plötzlich empfand, dem Bösen in der Welt nachzuspüren, das ihr bis jetzt nur als dunkle Ahnung genaht war; es trieb sie umher, es litt sie an keinem Orte, bis sie endlich mit fieberhaft glühenden Wangen und klopfendem Herzen zur Gräfin trat.

„Wo stecken Sie denn, chère cousine!“ rief ihr die Gräfin in der besten Laune von der Welt entgegen; sie sah aus, als habe sie eine gute That gethan, so strahlend schön war sie, und neue Zweifel, neues Mißtrauen regten sich in Eglantinens Brust.

Als die Gräfin die rothgeweinten Augen ihrer Schutzbefohlenen sah, rief sie sogleich theilnehmend und ihre Hand auf des Mädchens Schulter legend: „Sie haben Kummer?“

„Ja, Gräfin, den habe ich!“ erwiderte Eglantine, ihr offen in's Auge blickend.

„So kommen Sie, kommen Sie geschwind in mein Cabinet, ich muß wissen, was Ihnen fehlt! —“ Eglantine, die einen Entschluß gefaßt hatte, folgte ihr und gestand, als sie allein waren, unter heißen Thränen, was sie gesehen, was Hartlinger gesagt habe, und beschwor die Gräfin, kein Unrecht zu thun.

Diese lachte laut auf. „Der Hartlinger ist ein Giftpilz!“ sagte sie, „weil ich mir nicht habe von ihm die Cour machen lassen, ist er eifersüchtig und giftig! Gut, daß ich es weiß; heute bei Tisch gebe

ich dem Leo vor allen Leuten einen Kuß! Der Hartlinger soll sich grün und gelb ärgern; aber nun kommen Sie, kleine Einfalt vom Lande, trocknen Sie Ihre Thränen und finden Sie nicht gleich in jeder Kleinigkeit Anlaß zum Kummer."

Lachend und trällernd zog sie die freier aufathmende Eglantine wieder in das Gesellschaftszimmer zurück.

Bei Tische war die Gräfin sehr heiter; sie neckte Hartlinger fast beständig, dieses aber mehr durch Mienen und Lächeln, als durch Worte, indem sie ihn bald lachend anblickte, bald ihm auffordernde Blicke zuwarf; sie war wie ein Kind, welches zu verstehen geben will: „ich weiß Etwas, das ich nicht wissen sollte, Ihr wolltet mir Etwas verheimlichen, das ich aber doch erfahren habe."

Eglantine wurde irre, sie wußte sich nicht mehr zurechtzufinden unter allen diesen Menschen.

Immer übermüthiger wurde die Gräfin; sie griff auch ihren Mann und Leo mit Neckereien an, und plötzlich herzlich lachend und aufspringend, rief sie: „Lieber Leo, das Fräulein von Borneck plagt mich

schon den ganzen Tag, ich soll Ihnen einen Kuß geben!" — und zu ihm hineilend, küßte sie ihn mit herzlichem Lachen.

„Sehen Sie, Eglantine!" rief sie, sich zu dieser wendend, „meine Mittel erlaubten es mir!"

Alle lachten, und Hartlinger verneigte sich mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Gesichts, von den Andern unbemerkt, gegen Eglantine, indem er fast unmerklich, das Auge aber fest auf sie gerichtet, applaudirte. Eglantine verstand nicht, was er dadurch sagen wollte, daß aber ein gutes Gefühl ihn leitete, daran glaubte sie nicht; deshalb blickte sie auch ernst, empört auf ihn und wandte sich dann ab. —

Nach Tisch näherte er sich jedoch der Zürnenden wieder und flüsterte: „Nicht wahr, ich bin ein schlechter Mensch?"

„So scheint es!" antwortete Eglantine.

„Wissen Sie, was man diplomatisch handeln nennt?" fragte er. „Nein!" erwiderte kurz die Gefragte. „Nun, so will ich es Ihnen durch ein Beispiel erklären. Gräfin Auguste handelte in ihrem

Verfahren gegen Leo, heute bei Tische, als gute Diplomatin. — Kein Mensch, und am wenigsten Georg, weiß, woran er mit Gräfin Auguste ist! — Ich habe sie studirt, ich kenne sie ziemlich genau — ich sage ziemlich, denn wer kann sich wohl rühmen, ganz und gar das Herz und den Charakter einer Frau zu kennen; daran scheitern die größten Menschenkenner!...."

„Wozu nützt die Menschenkenntniß, wenn man nur das Böse im Menschen erkennt!" rief Eglantine, ihn unterbrechend; „ich will die Menschen nicht anders kennen, als wie ich sie mit meinen eigenen Augen sehe. — Bemühen Sie sich nicht mehr, mir Erklärungen zu geben, — ich mag Welt und Menschen lieber gar nicht, als durch Ihre Erläuterungen kennen! —" Sie wandte ihm den Rücken und trat von ihm hinweg. Hartlinger fuhr sich, ihr nachblickend, über die Stirn. „Verstand hat sie!" sagte er zu sich selbst, „aber was hilft das, — sie ist doch nur eine seelenlose Puppe, wie alle die Übrigen!"

„Was murmeln Sie da?" fragte lachend die

Gräfin, „ich glaube, Sie sprechen mit sich selber!“ und sie trat, schelmisch und herausfordernd ihn anblickend, vor ihn hin. „Darf man nicht auch die schönen Geschichten hören, die Sie sich da erzählen?“

„O nein, meine Gnädigste!“ erwiderte Hartlinger und verneigte sich mit spottendem Ernst, „ich machte nur eine Bemerkung.“

„Und welche?“ rief die Gräfin. „Ich fühlte plötzlich die tiefe Wahrheit des Satzes, daß adelig geborne Menschen von ganz anderem Teige geformt sind, als andere. — Dieser hohe Schwung der Gefühle, der zu den feingeformten Gliedern paßt wie ein Nußkern in seine Schaale! — O! ich bin in Extase!! — Ein adeliger Jüngling, ein adeliges Fräulein, welch' ein Unterschied zwischen ihnen und den Söhnen und Töchtern bürgerlicher Eltern! es verhält sich zwischen ihnen gerade so, wie zwischen Pferd und Esel!“ —

„Und Sie, Hartlinger? — was sind Sie? — etwa ein Maulesel?“ fragte die Gräfin scheinbar übermüthig, aber doch scharf und hoch erglühend.

Hartlinger erblaßte, biß sich auf die Lippen und sagte: „Das war zart, Frau Gräfin!"

Die Gräfin wandte sich finster ab. „Wie es in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus!" sagte sie im Fortgehen.

Hartlinger, dessen Züge den Ausdruck des Hasses und dann der Trauer annahmen, schlich sich aus dem Zimmer. Der Graf, die Gräfin und Leo hatten Etwas, des Letzteren Abreise betreffend, zu besprechen, und Eglantine durfte deshalb ihre Dame auf unbestimmte Zeit verlassen; sie benutzte diese seltene Erlaubniß, um sich im Freien zu ergehen. —

So gern sie auch in's Dorf zurückgekehrt wäre, so hielt sie doch die Angst, Johannes dort zu begegnen, im Garten des Schlosses fest gebannt.

Langsam schlenderte sie zwischen den Blumen und Bäumen hin und dachte an Alles, was sie heute schon erlebt hatte, als das muntere Jubeln der gräflichen Kinder sie nach einem bestimmten Punkt hinzog.

In einer Laube saß Miß Leeve; auf dem Tische, der vor ihr stand, befand sich ein Becken, mit Seifen=

schaum gefüllt; der kleine Graf kniete auf der Bank, eine Thonpfeife im Munde, und blies Seifenblasen, die er in die Luft warf; seine beiden kleinen Schwestern aber sprangen darnach und suchten sie zu erhaschen. Mit lautem Jubel schlugen sie ihre Händchen zusammen, sobald sie eine Seifenblase dazwischen bekamen, und freuten sich, wenn sie auch von der glänzenden Kugel nichts weiter erhascht hatten, als ein wenig Feuchtigkeit. — Hartlinger saß neben der Miß und betrachtete mit wehmüthigem Lächeln das Treiben der Kleinen. Eglantine wollte, als sie ihn sah, wieder umkehren, aber ein Blick in sein Antlitz, die tiefe Trauer, die aus seinen Zügen sprach, stimmte sie weich, versöhnlicher; sie trat näher und setzte sich, Miß Leeve begrüßend, neben Hartlinger. Dieser schien sie fast gar nicht zu bemerken, so vertieft hatte er sich in das Spiel der Kleinen; plötzlich sagte er:

„Wie oft sind diese bunten, durchsichtigen Kugeln, die das Entzücken der Kinder ausmachen, mit dem Glücke verglichen worden! — und ein treffenderes Bild ist wohl schwer zu finden! — Man sieht sie

vor sich herfliegen, die schönen, hellen Erscheinungen, der Sonne Glanz spiegelt sich tausendfach darin, und in ihrer lockenden Gestalt schweben sie gaukelnd vor uns her, wir eilen ihnen nach, oder schauen mit sehnsüchtigem Blick den enteilenden nach, ohne sie erreichen zu können; aber das Auge labt sich an ihrem Glanze! — Die jedoch, welche wir erhaschen in jubelnder Lust, die wir in unserm Kindesunverstande zu erhalten wähnen, die zerfließen im Erhaschen schon, und nur ein Tropfen, einer Thräne gleich, bleibt in der Hand zurück!"

Ein Seufzer aus Eglantinens Brust gab ihm eine Antwort.

„Sie seufzen, Fräulein?" fragte er weich, „sollten Sie schon die Wahrheit dieser Betrachtung empfinden?"

Eglantine stand auf und trat zu einer Blume hin, die sie aufmerksam betrachtete.

Hartlinger folgte ihr. „Sie sind bewegt, Eglantine?" fragte er.

„Ach!" seufzte das Mädchen, „mir ist, als schwebe auch auf meinem Lebenswege ein glänzendes Meteor

vor mir her, — nach dem ich greife — und — das sich vielleicht schon recht bald zur Thräne gestalten wird."

„Vielleicht zur Freudenthräne!" rief Hartlinger jetzt wieder in seinem alten, spottenden Tone, fügte aber herzlicher hinzu: „was ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche." —

„Haben Sie Etwas in's Dorf zu befehlen?" fragte er dann in ruhigem Tone und mit gleichgültiger Miene, „ich gehe, dem Herrn Pastor meinen Besuch zu machen."

Eglantine erblaßte, dann wurde sie roth. „Einen schönen Gruß!" stammelte sie, und Hartlinger verließ schweigend grüßend den Garten.

Vertrauen.

Als Eglantine später wieder in das Zimmer der Gräfin trat, fand sie diese mit rothgeweinten Augen und drang theilnehmend mit Fragen in sie, ihr den Grund ihrer Thränen zu vertrauen.

Eine Zeitlang antwortete die Gräfin nur durch Kopfschütteln, plötzlich aber rief sie:

„Nun denn, Sie sollen es wissen, sind Sie doch meine Cousine, und Ihr Interesse ist es so gut wie das der ganzen Familie, unsere Schande zu verbergen! — Ja, Eglantine, Ihnen will ich mich anvertrauen!“ —

„Gott! was werde ich hören?!“ rief das junge Mädchen erblassend und faltete angstvoll ihre Hände.

Die Gräfin eilte unruhig im Zimmer auf und nieder; endlich sagte sie:

„Ich war von Georg beauftragt —“, sie stockte, „ach, Eglantine, wenn Sie wüßten, wie schwer es mir wird! — aber ich will es sagen. — Nun denn, Georg wollte es Leo nicht selber sagen, daß er ihm nicht aus der Verlegenheit helfen könne, — ich that es heute im Garten; da sagte mir Leo: es handle sich nur um die Kleinigkeit von tausend Thalern. — Als ich das hörte, versprach ich ihm diese Summe in Georg's Namen. — Ach, er war so froh, so froh! — er küßte mich! —“ Sie lächelte, als sie die letzten Worte sagte, aber schnell wieder ernst

werdend, fuhr sie fort: „Heute — jetzt — nach Tisch —", sie stockte, dann sprach sie schnell und erglühend: „während Sie fort waren, hat mir Georg gesagt, daß wir uns — Eglantine — ich bringe es nicht heraus!"

„Mein Himmel, was denn?" rief Eglantine beängstigt, und die Gräfin schluchzte:

„Daß wir uns einschränken müssen! — Leo erhält die tausend Thaler nicht und ich — ich darf nichts mehr bestellen, ohne Georg vorher zu fragen. Ach, ich bin sehr unglücklich!"

„Ach, Gräfin! theure, liebe Gräfin!" rief Eglantine, „fassen Sie Muth, ich kann arbeiten, alle meine Kräfte will ich anwenden, — oder — soll ich Sie verlassen?" —

„Sie? — das fehlte noch!" rief halb unmuthig, halb lachend die Gräfin aus, „nein, das ist nicht möglich! es wird ohnedies schon langweilig genug werden, wenn der Leo fort ist und wir mit dem albernen Menschen, dem Hartlinger, und meinem Mann allein hier auf dem Lande die Zeit todtschlagen sollen! — Nein, das ist nicht möglich!

es denkt aber auch kein Mensch daran, am wenigsten Georg! — Aber schon der Gedanke: sich einschränken zu müssen, ist so fürchterlich! —"

Eglantine begriff in der That nicht, was die junge Frau so Entsetzliches, Ehrenrühriges in dem Worte „Einschränkung" fand; hatte sie sich doch ihr Leben lang einschränken müssen und war dabei so glücklich gewesen; aber ihre Thränen flossen aus Theilnahme hell über ihre Wangen herab. Plötzlich sprang die Gräfin auf. „Ich will mich nicht grämen," rief sie, „und mir die Augen roth weinen; wer weiß, was Georg für Gespenster sieht! Gewiß hat der Hartlinger, der langweilige, unangenehme, ungeschliffene.... Eglantine helfen Sie mir," unterbrach sie sich selbst, „helfen Sie mir, noch mehr Titel für den titellosen Narrn, den Hartlinger, zu finden! — Ja, was wollte ich sagen? — richtig! gewiß hat der ihm wieder von den schlechten Zeiten, von nahe bevorstehendem Umsturz alles Bestehenden und was weiß ich von was für albernem Zeug vorgeschwatzt! — Kommen Sie, Eglantine, kommen Sie, wir wollen meine Garderobe mustern; Sie sollen sich ein sei-

denes Kleid aussuchen; Sie haben keines, und ich fahre morgen in die Stadt, um mir eines zu kaufen! — Ja, ja, ich kaufe mir eines, mag Georg sagen was er will, und noch dazu ein recht kostbares!!" Sie stampfte entschlossen mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden, ordnete vor dem Spiegel ihre in Unordnung gerathenen Locken, drehte sich rechts, dann links, musterte ihre schöne Gestalt, ihr hübsches Gesicht von allen Seiten, lächelte befriedigt und winkte Eglantinen, ihr zu folgen.

Beide verließen den Salon, um in die Garderobe der Gräfin zu gehen. —

Hartlinger in der Pfarrwohnung.

Johannes Frank saß in seine Bücher, wie es schien, ganz vertieft, aber der schmerzliche Blick, der dann und wann die Ferne suchte, wie die unwillkürliche Handbewegung, das müde Haupt zu stützen und dann wie unwillig die Stirne zu reiben, verrieth nur zu deutlich, daß er innerlich kämpfte

und nicht bei dem war, was er las. Schwere Seufzer hoben seine Brust, als leise an die Thüre geklopft wurde. „Wer da? — herein!“ rief er, wie aus einem Traum erwachend, aufspringend und fast ängstlich nach der Thür blickend; — aber erleichtert seufzte er auf, als Hartlinger eintrat, dem er, sich zu fassen suchend, freundlich die Hand bot.

„Was sagen Sie dazu, Herr Pastor, daß ich erst heute mein Versprechen erfülle!“ sagte Hartlinger, „erst heute komme ich und noch dazu mit leeren Händen!“ Der Geistliche zuckte die Achseln. „Ja, ja,“ fuhr Hartlinger fort, „es ist schwer, dem Grafen etwas begreiflich zu machen, ihn zu etwas Derartigem zu bereden; — und doch haben Sie Recht, es muß Etwas geschehen!“ —

„O nein, es muß nicht, Herr Hartlinger!“ rief der Geistliche, „ich glaubte nur, es sei lieb und gut, wenn der Herr Graf bei seinem ersten Hiersein Etwas für die neuen Unterthanen thäte. — Wenn er nichts Bleibendes thun will, ihnen nichts erlassen, nichts bewilligen will, so glaubte ich doch, daß ein

kleines Fest, den guten Leuten gegeben, am Platze sein würde. — Die lieben Leute haben auf ihre Kosten Ehrenpforten errichtet, die jungen Bursche sind der Herrschaft entgegengeritten. — Der Graf hätte wohl daran gethan, ihnen zu zeigen, daß er es freundlich und gut mit ihnen meint. — Es ist noch Zeit, der Bauer ist genügsam, leicht befriedigt, aber er will nicht ganz übersehen werden."

„O, ich fühle, wie Recht Sie haben!" rief Hartlinger, „zumal in unsern Zeiten, da muß man den Bauer schonen, er fängt an sich zu fühlen, seine Kräfte zu erkennen." —

„Er fängt an? — ja, er fängt an sich als Mensch zu fühlen!" rief freudig Johannes, „und dahin geht mein Wirken und Streben; der Bauer soll es empfinden, welch' hohen Beruf das Leben für den denkenden Menschen in sich faßt; ich lehre ihn forschen, prüfen, denken."

„Und Sie haben Recht, Herr Pastor! denn der Sturm der Zeit ist nicht mehr aufzuhalten, man kann nur leiten, nicht aufhalten; machen Sie Ihre Gemeinde stark, fest, daß sie wisse, wenn der Augen-

blick des Handelns kommt, was sie thun, was sie verlangen muß!"

„O, der Augenblick des Handelns ist stets da!" rief Johannes, und seine Augen blitzten. „Wer Rechtthun auf morgen verschiebt, statt es heute zu thun, der handelt schon unrecht, unrecht gegen sich, unrecht gegen Andere, unrecht gegen Gott! — Ach, nur zu oft stößt man auf Trägheit des Geistes, besonders beim Bauer; auch hier unter den mir Anvertrauten finde ich diese Scheu vor dem Nachdenken, — aber ich werde nicht ermüden, sie zu belehren, ihren Geist zu wecken, sie zur Kenntniß und Einsicht, zur Wahrheit zu führen! — Ich bin ein Werkzeug in der Hand Gottes, und ich habe seinen heiligen Willen erkannt; wohl mir, wenn ich am Tage des Gerichts einst bestehen kann! Der Herr möge mir Kraft dazu verleihen, den Glauben an Jesum und sein heiliges Wort immer mehr und mehr zu verbreiten, denn „„wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet!""

Hartlinger hatte, anfangs lächelnd, nach und

nach aber unruhig werdend, mit Zeichen der Ungeduld des Pastors Rede bis zum Schlusse angehört; jetzt rief er:

„Sie sind ein Schwärmer, Herr Pastor! und ich sehe, daß wir uns mißverstanden haben! —“

„Mißverstanden?“ fragte Johannes, „und was haben Sie mißverstanden? — o, fragen Sie, wenn sich Zweifel in Ihrem Herzen erheben, sprechen Sie dieselben aus; es belehrt nichts mehr, als ein Austausch gegenseitiger Anschauung; man wird fester in Einsicht und Wahrheit. „„Glaube an Jesum und zweifle nicht! Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß!““ schreibt Paulus an die Römer.“

„Herr Pastor!“ versetzte Hartlinger, „Herr Pastor! Graf Fels war auch in seiner Meinung gewiß, als er mir zur Antwort auf meine dringenden Vorstellungen hinsichtlich seiner Unterthanen und deren Bemühungen, seinen Empfang festlich zu begehen, die doch des Dankes werth seien, antwortete: „„Verdammte Schuldigkeit, weiter nichts! Der Teufel soll sie holen, wenn sie sich jemals anders benehmen!““

Johannes blickte schweigend vor sich nieder, und Hartlinger fuhr fort: „Herr Pastor, ich finde es ganz gut, ganz recht, wenn Sie die Leute religiös machen wollen; als Seelenhirt ist es Ihr Amt, und wer seines Amtes thut, thut wohl! Aber es ist doch auch noch etwas Anderes zu bedenken, und mir scheint dies nicht unwichtig; die Menschenrechte, die so lange mit Füßen getreten worden sind, müssen wir wieder zur Geltung zu bringen suchen! — Wie wollen Sie einen Landmann geistig ausbilden, wenn er von Oben herab geknechtet und gedrückt wird! — Wie wollen Sie ihn zu freiem Denken, zu rechtlichem Handeln anhalten, wenn er nicht frei ist und sieht, daß des Niedrigstehenden Recht, einem Höheren gegenüber, nicht existirt?" —

Der Geistliche machte eine Bewegung, als wollte er Etwas sagen; Hartlinger hielt ihn davon ab, indem er, seine Hand auf seinen Arm legend, fortfuhr: „Vor Gott sind wir Alle gleich! nicht wahr?"

„Ja, das sind wir ....", begann Johannes; Hartlinger unterbrach ihn.

„Gut! Weshalb sind wir es denn nicht vor

den Menschen? Warum hat ein adeliger Junker mehr Rechte als ein Bauernsohn? — mag der Adelige nun ein Dummkopf, der Bauernsohn aber ein Genie sein, der Junker hat in Allem den Vorzug."

„Nein, nein!" rief Johannes, „Keiner hat einen Vorzug vor dem Andern, Gott ist gerecht; Freuden und Leiden sind gleich vertheilt; an uns nur liegt es, wenn wir es nicht fühlen, nicht empfinden!" und scherzend fügte er hinzu: „Schon darin liegt ja eine Ausgleichung, daß, wenn der adelige Junker ein Dummkopf ist, der Bauernsohn einen höheren Geist erhalten hat. — Wären weltliche Vorzüge, Rang und Stand auf einer Seite gewesen mit den geistigen, so könnten Sie vielleicht den Bauernsohn beklagen, denn ihm blieb mit seiner Geistesschwäche nur Arbeit ohne Genuß. Wo aber Geist und Fähigkeiten sind, da wird jede Arbeit zum Genuß. — Nein, nein, lieber Herr, es ist Alles mit Weisheit, Huld und Gerechtigkeit vertheilt!"

„Möglich!" sagte gelangweilt und finster Hartlinger, „ich zweifle jedoch daran! — Daß es aber

besser werden könnte, daran würde ich nicht verzweifeln, wenn...."

„Und was wollen Sie besser haben, als es ist?" unterbrach ihn Johannes; „kann ich dazu beitragen, eingerissene Übelstände zu verbessern? O, mit Freuden biete ich die Hand dazu!"

Hartlinger rief: „Gut, gut, Herr Pastor! es ist genug für jetzt, daß Sie mir dieses Versprechen gaben; wir sprechen über diesen Gegenstand ein andermal mehr. Jetzt sagen Sie mir, darf ich nicht auch Ihrer Mutter und Ihrer Schwester meinen Besuch machen?"

„O, Sie sind gar zu gütig; meine Mutter und Schwester werden sich freuen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen; Beide sind im Garten; wäre es Ihnen gefällig, mich dorthin zu begleiten?" Und Johannes führte mit vielen Verbeugungen seinen Gast in den ländlichen Garten, wo in einer von Bohnen und Waldreben dicht umrankten Laube die alte Mutter des Geistlichen und ihre Tochter Emilie saßen. Letztere wurde dunkelroth und befangen, als der fremde, stattliche Herr den Garten betrat, und

mit ihren schmalen, hageren Fingern strich sie sich in einer Anwandlung von weiblicher Eitelkeit ihre Haare zurecht und zupfte an dem Kragenband.

Hartlinger näherte sich ihnen freundlich grüßend; die Matrone bot ihm herzlich die Hand und lud ihn ein, sich eines Sessels zu bedienen, der wahrscheinlich für Johannes hingestellt worden war; Hartlinger aber zog es vor, sich auf die Gartenbank an Emiliens Seite zu setzen.

„Wie hübsch es hier ist!“ sagte er, sich umblickend, „das nenne ich ländlich, friedlich; hier sieht man Natur, athmet reine, freie Luft ein; oben im Schloß ist Alles wie in der Stadt, trotz der großen Räume, eng eingeschlossen; dumpfe, ungesunde Luft selbst im Garten!“

Emilie lauschte gespannt seinen Worten; jetzt neigte er sich zu ihrer Arbeit herab. „Was arbeiten Sie da, mein Fräulein?“ fragte er, „das ist ja allerliebst! man sollte denken, einen Pariser Kragen vor sich zu sehen! — O, ich bin Kenner!“ fügte er scherzend hinzu, als Emilie lachte; „die Gräfin bezieht fast alle ihre Stickereien aus Paris, und

wahrhaftig, sie bezahlt sie theuer! — aber ich gestehe offen, solch eine Arbeit habe ich noch nicht gesehen."

Emilie kicherte halb verlegen, verschämt, halb geschmeichelt in sich hinein; dann hüpfte sie, ihre Gestalt vergessend, fröhlich auf und dem Hause zu, von dessen Thüre aus sie, ehe sie eintrat, noch einmal, stehen bleibend, zurücklächelte.

Wenige Minuten später kehrte sie zurück mit einer Kaffeeserviette, die sie, der Mutter zuwinkend, über den Tisch breitete, wobei ihr der Bruder mit recht wohlgefälligem Blicke behülflich war; dann brachte sie ein Blechkörbchen mit Butterschnitten und später auch einige Gläser Milch.

„Ach, das ist eine herrliche Kost!" rief Hartlinger, und ein Glas zum Munde führend, rief er, Emilien zuwinkend: „Unsere liebenswürdige Wirthin soll leben!"

Emilie, die immer freundlicher, immer munterer wurde, strahlte Freude aus ihren großen Augen; auch die Matrone und Johannes wurden heiterer und heiterer. Emilie hüpfte von Strauch zu Strauch

in dem kleinen Pfarrgarten umher und pflückte Stachel- und Johannisbeeren für den lieben Gast; sie hätte ihm eine Welt zu Füßen legen mögen, wenn sie eine solche zu geben vermocht hätte. — Hartlinger war auch voller Aufmerksamkeit für das arme, verwachsene Mädchen und wußte sie sowohl, als ihre Mutter und ihren Bruder, so angenehm und munter zu unterhalten, daß die Zeit im Fluge schwand.

Als es dämmerte, sah Hartlinger nach der Uhr; Emilie seufzte. „Ich muß fort!“ sagte er; „Herr Pastor, begleiten Sie mich ein Stückchen; vielleicht geht auch ihre Mutter und Schwester mit!“ fügte er, Emilien anblickend, hinzu. Diese fühlte ihr Herz so stürmisch schlagen, als wollte es zerspringen. Sie —? sie sollte an der Seite des vornehmen, schönen Herrn durch's Dorf schreiten! O, welch ein Glück!

„Wenn es der gnädige Herr erlauben?“ stammelte sie und schlug sogleich den Weg zur Gartenthüre ein. Still vor sich hinlächelnd, folgte die Mutter, während Johannes sich seinen Hut holte.

Auf des Pastors Rückkunft wartend, standen die

Drei vor dem Garten auf der Straße; Emiliens Blick verließ den Gast nicht. — Da ging Caroline Willing vorbei, — sie grüßte. — O, welch ein Triumph für Emilie! — Caroline hatte sie an der Seite des stattlichen Herrn gesehen! —

Johannes trat nun wieder zu ihnen, und alle Vier schlenderten dem Schlosse zu; als sie aber näher kamen, wurde Johannes unruhig und verabschiedete sich von seinem Gaste; Emilie wurde darüber verdrießlich; als aber Hartlinger versprach, bald einmal wieder zu ihnen zu kommen, wurde sie wieder froh und sprach auf dem ganzen Rückweg nur von dem liebenswürdigen Herrn Hartlinger, besonders laut aber, so oft Jemand an ihnen vorüberging; dann trug sie ordentlich Sorge, recht laut den Namen Hartlinger auszusprechen und dabei zu lachen und zu rufen: „Es ist ein prächtiger Mensch! ein herrlicher, prächtiger Mensch!“ Und als die Nacht kam, konnte Emilie nicht schlafen; in ihrer erregten Einbildungskraft sah sie immer und immer wieder Hartlinger vor sich, wie er so freundlich, so lieb und gut auf sie geblickt hatte. — Ihn zu lieben, von

ihm geliebt zu werden, — o, welch' einen Himmel von Seligkeit schlossen diese Worte in sich! — —

Wenn aber eine Andere, — wenn Eglantine...? o, dieser Gedanke, den sie nicht auszumalen vermochte, reizte sie schon zur Wuth. — Sie warf sich auf ihrem Lager umher, stieß laute Seufzer aus, so daß die Mutter fragte, was ihr fehle. — „Ich habe meine Brustbeklemmungen," antwortete sie, „das giebt sich wieder." Und um sich den wilden Ausbruch ihres Schmerzes, ihrer Seligkeit und der Trostlosigkeit, die dann folgte, nicht ferner merken zu lassen, biß sie in ihrer Aufgeregtheit fest in die Seitenwand ihres Bettes. —

So lag sie, bis Entkräftung an die Stelle der Erregung trat und sie in einen unruhigen Schlaf verfiel.

Die Brüder.

Tag nach Tag verging; das Zelt, worin die Gräfin, von Blumen umgeben, die Landluft genoß,

war schon seit einiger Zeit aufgestellt; — aber die Gräfin fühlte sich auch im Zelte, wie überall sonst, gelangweilt, — denn Leo war nicht mehr da, sie zu bewundern; sie sehnte sich nach Zerstreuung und bestand darauf, eine Badecur zu gebrauchen. „Aber, liebes Kind!" wandte der Graf ein, „ich habe Dir ja schon gesagt, daß wir uns einschränken müssen! — Eine Badecur? wo denkst Du hin!"

Die Gräfin weinte, und Eglantine hatte schwere Stunden mit der Übelgelaunten zu verleben. Die größte Freude gewährte ihr damals der Unterricht, den Miß Leeve ihr im Englischen und Monsieur Albert im Französischen gaben. Beide Sprachen zu erlernen bemühte sie sich mit großem Fleiß, und oft wandte sie noch einen Theil der Nacht dazu an, sie zu studiren.

Hartlinger besuchte den Pfarrherrn, dessen Mutter und Schwester oft; aber auch mit den andern Dorfbewohnern kam er viel zusammen; zumal Sonntags, wenn die Bürger aus der nahen Stadt mit ihren Familien herauskamen, fehlte er nie in der Schenke, wo er sich bei einem Kruge Bier mit den Männern

unterhielt, während die Frauen einander musterten und bekrittelten.

Woche nach Woche verging, und schon begannen die Abende länger zu werden, die Traube und das andere Spätobst reifte, und Gräfin Auguste, da sie in kein Seebad hatte reisen dürfen, sehnte sich nach der Stadt zurück. Der Graf aber zögerte noch immer, den Tag der Abreise zu bestimmen.

„In der Stadt bin ich gezwungen, ein großes Haus zu machen, viel Leute bei mir zu sehen, dies Alles macht Unkosten, und diese, wie schon gesagt, müssen wir vermeiden," sagte er und fügte sogar einmal hinzu: „Vielleicht wäre es gut, wir blieben den ganzen Winter hier."

Da brach aber seine Frau in einen Strom von Thränen aus, und verzweiflungsvoll rief sie: „Wenn das geschieht, nehme ich mir das Leben!"

„Nun, nun, Auguste, beruhige Dich, ich werde mir die Sache überlegen!" sagte der erschreckte Graf, und suchte Hartlinger auf, um mit diesem über seine Angelegenheiten zu sprechen.

Er fand ihn auf seinem Zimmer in einigen

Briefen lesend, die er bei des Grafen Eintritt in eine Schatulle legte und diese verschloß. „Briefe? hast Du Briefe bekommen, Arthur?" fragte neugierig der Graf, dessen Leidenschaft es war, Briefe zu lesen. Hartlinger antwortete kurz: „Alte Briefe, — die ich hervorgeholt hatte, nichts Neues, durchaus nichts, das Dich interessiren könnte. — Aber, was führt Dich zu mir, Bruder?"

„Einen Rath.... oder vielmehr Deine Meinung wollte ich über Etwas hören."

„Ich stehe zu Diensten!" erwiderte Hartlinger, schob dem Grafen einen Sessel hin, und indem er sich bequem in einen Armstuhl sinken ließ, sagte er:

„Hier diese Cigarren, willst Du eine versuchen, sie sind nicht schlecht!"

Der Graf dankte mit kalter Höflichkeit und meinte etwas förmlich: „Ich habe meine eigene Sorte; Du weißt es ja, ich rauche keine andere; darf ich um Feuer bitten?" Hartlinger nahm das Streichhölzchen zur Hand, und dem Grafen die Zeitungen mit der andern Hand zuschiebend, fragte er gähnend: „Hast Du schon gelesen? —"

„Die Zeitungen — hm — nein! — ist etwas Interessantes darin? — wohl nicht viel Gescheidtes? wie gewöhnlich, wie?“ fragte Graf Fels. Hartlinger zuckte die Achseln und zündete seinem Halbbruder die Cigarre an. „Es kommt darauf an, was man interessant nennt,“ sagte er, „es sieht bös in der Welt aus; — ich glaube, wir können uns auf große Ereignisse gefaßt machen.“

„Ach, das ist das alte Lied wieder!“ rief der Graf; „mein Lieber, ich muß Dir gestehen, ich glaube nicht recht an diese Revolutions- und Umwälzungsgespenster, — aber etwas Reelles quält mich, meine Finanzen!“

„Steht's da wieder einmal schlecht?“ fragte Hartlinger; „deckt denn die neue Erbschaft Deine Schulden nicht?“

„Nicht zur Hälfte!“ rief der Graf, „und das Vermögen meiner Frau, die hunderttausend Thaler in österreichischen Metalliques, kann ich doch unmöglich dazu verwenden!“

„Und doch würde ich Dir dies rathen, Georg!“ sagte Hartlinger, „in jetzigen Zeiten Schulden

haben, ist ein großes Unglück und führt zum Untergange. Mache mit dem Vermögen Deiner Frau Auenbach schuldenfrei, es ist ein schönes Gut und ein sicherer Hafen, denn die Leute hier sind gutartig, haben antediluvianische Ansichten; Deine Güter in Schlesien suche zu verkaufen, — und das je eher je lieber, sonst jagen sie Dich einmal von Haus und Hof, denn Du bist einmal nicht beliebt bei den Leuten dort."

Der Graf lachte. „Das sind Deine alten Geschichten wieder, Du Geisterseher!" rief er; „nein, nein, davon kann die Rede nicht sein! — Meine Frau will durchaus in die Stadt zurück!" fügte er dann leiser hinzu.

„Und Du willst gern hier bleiben!" sagte lachend Hartlinger und wiederholte spottend die Worte: „Das sind Deine alten Geschichten wieder!"

„Allerdings! — wenn ich aber Augustens Jugend bedenke, — das arme Kind ist so schön, so jung, ich kann sie nicht wie in einem Kloster eingesperrt halten! — Was hilft's, — ich muß Opfer bringen!"

„Opfer wirst Du noch genug bringen müssen, daran zweifle ich nicht!“ erwiderte Hartlinger und warf seine Cigarre fort. „Dir ist nicht zu helfen!“ fügte er unwillig hinzu.

Der Graf antwortete stolz und empfindlich: „Mein Lieber, Du mußt bedenken, daß man auch seinem Stande Etwas schuldet, und daß der Graf von Fels nicht wie ein Bauer auf seiner Hufe sitzen bleiben darf, um dort die Welt zu vergessen und von ihr vergessen zu werden! — Aber laß hören, was sagen die Zeitungen?“ Er blätterte, ohne zu lesen, darin; dann stand er auf und sagte: „Ich habe Augusten versprochen, mit ihr spatzieren zu reiten, die arme Kleine ist ganz verstimmt!“

Er ging, und Hartlinger rief, kopfschüttelnd ihm nachblickend: „Da geht er hin, träumt von altem Adel, von Größe und Ansehen, und sieht den Abgrund nicht, dem er sich Schritt vor Schritt naht. — Er wird es schon empfinden, wenn sein schönes Weibchen ihm mit dem Verluste seines Vermögens den Rücken kehrt; — dann kann er sich selbst in ein Kloster einsperren, während Auguste die Freuden

der Welt an eines jüngern und reichern Gatten Seite genießt!" —

In diesem Augenblicke kehrte der Graf wieder zurück. „Bruder," sagte er mit bewegter Stimme, „mit den schlesischen Gütern hast Du Recht; es war mir unangenehm, daß diese adeligen Besitzungen in die Hände eines getauften Juden kommen sollten, — aber Du hast Recht; — reise hin, Arthur, nimm die Sache mit dem Öttinger wieder auf, schlage die Güter los — um jeden Preis! — ich muß Geld haben, hörst Du?"

„Nun, ich will's versuchen, — so hoch wie möglich die Güter zu verkaufen! — Wann willst Du, daß ich abreise?"

„Lieber morgen als übermorgen!" rief der Graf.

„Nun denn, so gieb mir die nöthigen Vollmachten, und morgen früh reise ich ab!"

Der Graf drückte ihm stumm, doch leise seufzend, die Hand und verließ ihn, mit einer Thräne im Auge. —

Abschied.

Hartlinger brachte den Handel zu Stande; seine Briefe stellten den Grafen zufrieden, und als er nach drei Wochen wiederkehrte, der Graf eine ziemlich bedeutende Summe gleich baar ausgezahlt bekam (das Übrige blieb, gut verzins't, auf den verkauften Gütern stehen), „da hing der Himmel voll Geigen!" wie sich Hartlinger ausdrückte, der vergebens bat, Graf Fels möge auch diese baar ausgezahlte Summe auf Zinsen ausleihen.

Der Graf dachte nicht daran und freute sich nur, mit seiner Frau nach der Residenz zurückzukehren und dort ein glänzendes Haus machen zu können. Auch Eglantine freute sich auf das Stadtleben, obgleich ihr Herz jezt banger schlug, wenn sie des Abschiedes gedachte, als früher.

Johannes war, troß der häufigen Einladungen, nur selten auf's Schloß, und dann nur auf sehr kurze Zeit gekommen, die er auch fast nur in Hartlinger's oder des Grafen Gesellschaft verbracht hatte. —

Der Tag der Abreise rückte näher und näher; Eglantine erbat sich eines Tages die Erlaubniß, auf einige Stunden in ihre Wohnung zurückzukehren, um dort mit Anna noch Einiges zu besprechen und zu ordnen.

„Bleiben Sie nicht zu lange dort!“ hatte die Gräfin gesagt, „ich langweile mich allein; auch begreife ich nicht, was Sie dort zu thun haben. —“

Eglantine aber, nachdem sie versprochen hatte, zur Tischzeit wieder zurück zu sein, eilte zu Anna, mit dieser ihr einfaches Mahl zu theilen. „Ich betrachte es als Frühstück!“ versicherte sie sich selber. Es war eine wehmüthige Freude für die Alte, ihr Herzenskind, ihr Eglantinchen, einmal wieder zu sehen, und statt bei ihr zu bleiben, ging sie in die Küche, um dort das Lieblingsgericht, einen Eierkuchen, den Eglantine sonst so gerne gegessen hatte, für sie zu backen. Anna wußte sich viel mit der Bereitung dieses Gebäckes und behauptete kühn, es käme ihr in dieser Kunst Keiner gleich. —

Eglantine nahm, als sie allein war, gerührt von allen Gegenständen in der kleinen Wohnung

Abschied, zumal von der Stelle, wo ihre Tante gestorben war; dort kniete sie lange in innigem Gebet; dann folgte sie der treuen Anna in die Laube, wo jene, den schönen Octobertag benutzend, den Tisch gedeckt hatte.

Als Beide ihr einfaches Mahl beendet hatten, sagte mit einem Seufzer das Fräulein: „Nun, liebe Anna, will ich hinüber zu Pastors gehen, — ich muß doch Abschied nehmen?"

„Ei freilich, freilich!" erwiderte Anna und zupfte ihres Fräuleins Anzug zurecht, „das würde sich nicht anders schicken; der Herr Pastor bleibt doch immer der Herr Pastor, und: Ehre dem Ehre gebührt! sagt das Sprichwort."

Eglantine begab sich hinüber in die Pfarrwohnung; — sie klopfte an und trat, nachdem das „Herein!" ertönt war, mit schlagendem Herzen ein. Sie fand die Familie beim Kaffee; Johannes erblaßte, seine Mutter aber begrüßte herzlich „ihr liebes Eglantinchen, das nun endlich einmal sich wieder bei ihnen blicken ließ."

Emilie zögerte einen Augenblick, die ihr von

Eglantine gereichte Hand anzunehmen, drückte sie ihr aber dann ein Wenig und bot ihr einen Sessel an.

„Sie sind wohl schon ganz reisefertig?“ fragte die Matrone und klopfte des jungen Mädchens Hände, die sie in den ihrigen festhielt.

„Übermorgen reisen wir!“ hauchte Eglantine und wagte, einen scheuen Blick auf den Geistlichen zu richten.

Dieser stand auf und blätterte in einem Buche. — Eglantinen war es peinlich, daß Johannes nicht sprach, und doch hatte sie nicht den Muth, das Wort direct an ihn zu wenden; sie sprach in der Aufregung mehr, als sie wollte; sie pries laut die Freuden, denen sie entgegen gehe, und rief endlich: „Ich kann den Augenblick der Abreise nicht erwarten!“

„Das ist wirklich schmeichelhaft!“ rief Emilie und sah ihren Bruder an, der mit einem ernsten, ja traurigen Blick auf Eglantine sah, während er das Buch, in dem er geblättert hatte, langsam schloß und auf den Tisch legte.

Eglantine wurde roth. „O, glauben Sie nicht,

daß ich .... daß es .... daß ich ohne Schmerz scheide!" stammelte sie, „ich werde stets mit inniger Rührung an den Schauplatz meiner Kindheit zurückdenken; — ich werde Auenbach nie vergessen und auch Sie nicht, Herr Pastor..., ich werde....!" Sie stockte, sie fand keine Worte mehr. Johannes blickte noch immer ernst, wehmüthig auf das befangene Mädchen.

Eglantine wurde immer verwirrter. „Sehen Sie mich nicht so an, Herr Pastor!" rief sie und hielt sich die Augen zu.

Emilie stieß ein helles Lachen aus; sie klatschte in die Hände und rief: „Das ist ein köstlicher Abschied! ein herrlicher Abschied!"

Eglantine fing an zu weinen.

„Pfui doch, Emilie! pfui doch!" rief die Mutter, „das ist nicht hübsch von Dir; Du siehst ja, daß Eglantinchen betrübt ist, und daß auch unser Johannes sich kränkt!"

Emilie aber hüpfte, hämisch lachend, in ausgelassener Fröhlichkeit umher.

„Weinen Sie doch nicht!" rief sie; „bedenken Sie doch, daß Sie keine rothen Augen haben dürfen,

wenn Sie in die Stadt kommen! Denken Sie doch an die vielen Bälle, an die schönen Herren, die mit Ihnen tanzen werden! — Wer weiß, ob Sie nicht einen Bräutigam zum Frühjahr mit nach Auenbach bringen werden!" —

Es war eine für Eglantine wie für Johannes unbeschreiblich peinliche Scene, und doch hatte sie nicht den Muth, aufzubrechen, und somit der Pein ein Ende zu machen.

Johannes aber wußte sich zu fassen; bleich aber fest trat er zu ihr hin und bot ihr die Hand. „Gott behüte Sie!" sagte er mild, „der Himmel bewahre Sie vor Unrecht leiden und vorzüglich — vor Unrecht thun! und kehren Sie so rein, so gut, so unschuldig zu uns zurück, als Sie jetzt Ihre friedliche Heimath verlassen! — die friedliche Heimath, das stille Thal, wo Sie Ihre Kindheit verlebten und das Sie nun mit dem geräuschvollen Leben der großen Welt zu vertauschen gedenken! — Gott segne Sie! —"

Eglantine faßte seine Hand. „O, mein Gott! mein Gott!" stammelte sie; dann sprang sie auf,

warf sich der Matrone in die Arme und schluchzte: „Vergessen Sie mich nicht!“ Dann umarmte sie auch Emilie, der plötzlich Thränen in die Augen traten, küßte sie und sagte bittend: „Emilie, liebe Emilie..., wir wollen freundlich von einander scheiden!“ Hierauf reichte sie noch einmal dem Geistlichen die Hand. „Leben Sie wohl!“ hauchte sie kaum hörbar und eilte schnell hinweg. Von Anna nahm sie noch keinen Abschied; die treue Dienerin wollte sich Tags darauf in aller Frühe auf dem Schlosse einfinden, um ihr Fräulein noch einmal zu sehen, zu sprechen, ehe die Andern aufgestanden sein würden. — Und froh war Eglantine, als auch der letzte Abschied überstanden war, und sie, in die Wagenecke gedrückt, aus dem Dorfe hinaus der neuen Heimath entgegenrollte.

Hartlinger war noch zurückgeblieben; er sollte erst später nachfolgen, und als es Abend wurde, verließ er das öde, weitläufige Gebäude und ging hinunter in's Dorf, geraden Wegs in die Pfarrwohnung. Es war Mondenschein und der Octoberabend für die Jahreszeit ungewöhnlich mild, wes-

halb wohl auch des Pfarrherrn Schwester das Zimmer verlassen hatte, und in der Hausthüre lehnend, ihre großen, jetzt so traurigen Augen nach dem Monde hinauf gerichtet hatte; Hartlinger's rascher Schritt schreckte sie auf.

„Guten Abend, liebe Emilie!“ rief er, „das ist ja schön, daß ich Sie treffe! — Ich darf doch heute Abend bei Ihnen bleiben?“ und er lehnte sich ihr gegenüber an die Thüre. „Wie schön es heute Abend ist! man sollte glauben, wir wären noch im Juli! — Wissen Sie noch, Emilie? — im Juli war es, wo ich Sie kennen lernte, —“ sagte Hartlinger, und Emilie seufzte: „Ach, wie die Zeit vergeht; mir ist es, als wäre das gestern gewesen!“

Beide schwiegen mehre Minuten; dann sagte mit einem tiefen Seufzer Emilie: „Ach! Sie, Herr Hartlinger, Sie werden uns nicht vermissen, Sie haben in der Stadt viele Freunde, viele Bekannte, — aber wir — wir werden Sie sehr vermissen, wir werden uns recht, recht einsam fühlen!“

„Es ist freundlich von Ihnen, liebe Emilie,“

sagte Hartlinger, „daß Sie sich ein Wenig betrüben wollen über meine Abreise; aber auch mir thut es leid, Sie zu verlassen, habe ich doch in Ihnen eine Freundin gefunden, die mich versteht und meine Ansichten über so Manches, — was Sie schon wissen, — theilt!" Emilie wischte sich die Augen, und Hartlinger fuhr fort: „Auch Sie, liebe Emilie, fühlen es, daß die Menschheit sich aus ihrer Schmach erheben muß; auch Sie fühlen, daß es so nicht bleiben kann, bleiben darf! Auch Sie kränkt es, daß diese Menschen hier in Auenbach so klein, so erbärmlich denken; daß selbst Ihr Bruder ...!"

„Ja wohl! — ja wohl!" seufzte Emilie, „wenn die Auenbacher nur zur rechten Zeit ihr Mittagessen haben und Sonntags ihren Krug Bier, dann gilt es ihnen gleich, ob sie freie Menschen oder Knechte sind; sie fühlen nicht wie denkende Menschen, nein, nur wie Sklaven, wie erbärmliche Sklaven!"

„Ja, ja!" rief Hartlinger, „Sie haben den Fehler erkannt, woran die Auenbacher leiden, — und ich bin es von Ihnen überzeugt, daß Sie Alles

thun werden, um sie aufzuklären, ihr Selbstgefühl zu wecken!....“

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht!“ flüsterte Emilie, „ich werde Ihnen auch, wie ich es versprochen habe, treuen Bericht abstatten.“

„Thun Sie das, Emilie!“ rief Hartlinger, „suchen Sie besonders Ihren Bruder für unsere Ansichten zu gewinnen; sein weichlicher, demüthiger Sinn, den er auch der hiesigen Gemeinde einzuflößen sich bestrebt, paßt nicht mehr in diese ernste Zeit, wo man handeln, nicht mehr dulden soll; wo es darauf ankommt, sich aus der tiefen Schmach, in der das Volk schmachtet, zu erheben! —“

„Emilie!“ rief die Mutter, welche oben ein Fenster öffnete, „Emilie, komm' doch herauf, Johannes will zu Abend essen!“

Emilie gab ihr Mißfallen über diese Mahnung durch einen Laut des Unwillens zu erkennen, faßte sich aber schnell wieder und nöthigte Hartlinger, in's Haus zu treten und sich zur Mutter in die Stube zu setzen, bis sie das Abendbrod für den Pfarrherrn besorgt habe.

„Ach, da ist ja meine alte Mama!“ rief Hartlinger herzlich und drückte der Matrone Hand; „wo ist denn der Herr Sohn?“

„Der Herr Sohn ist noch in seiner Stube,“ erwiderte lächelnd die Alte, „er wird aber gleich kommen. Johannes! Johannes! wir haben lieben Besuch bekommen!“ Und Johannes trat ein.

„Ach, mein lieber Herr Hartlinger! schön, daß Sie zu uns gekommen sind; wir fühlten uns recht verwais't! —“ Und der Geistliche, bestürzt, daß er plötzlich seinen geheimsten Gefühlen Worte gegeben hatte, blickte unruhig umher, wurde roth und räusperte sich mehremale; Hartlinger aber wurde durch diese Selbstvergessenheit des Pfarrherrn nicht, wie gewöhnlich, zur Neckerei aufgereizt, nein, ein Schatten legte sich auf sein Antlitz, sein Auge blickte trüb, und mit warmem Mitgefühl drückte er Johannes Hand, indem er sagte: „Ich verstehe Sie, lieber Frank; suchen Sie nicht mir ein Gefühl zu verbergen, das ich schon längst erkannt habe, — Sie können es nicht, weil ich einst wie Sie gelitten habe!“ —

Johannes faßte fester Hartlinger's Hand; er blickte ihn fragend an. Auch Emilie näherte sich rasch, indem sie das Abendbrod, Butter, Brod und Käse, schnell und geräuschvoll auf den Tisch setzte.

„Sie wollen die Leidensgeschichte meines Herzens hören, meine Freunde?" rief Hartlinger, „nun wohlan, Sie sollen sie hören, vielleicht" — und er blickte Johannes bedeutsam an — „vielleicht kann es hier von Nutzen sein!"

Er setzte sich an den Tisch und begann:

„Ich habe wohl schon erwähnt, daß Graf Fels und ich Brüder sind! — Meine Mutter war eine Französin, die Erzieherin von Georg's Schwester, der verstorbenen Frau von Hackenitz; vielleicht, wenn meine Geburt nicht den Tod meiner Mutter herbeigeführt hätte, wäre sie Gräfin Fels geworden und mich hätte mein Vater anerkannt, so aber blieb ich bis kurz vor meines Vaters Tode in dem Glauben, ich sei der Sohn des Kammerdieners Friedrich Hartlinger, dessen Namen ich trage. — Auf dem Sterbebette ließ mich mein Vater nach Niendorf kommen,

theilte mir im Beisein seiner Kinder meine Abstammung mit und nahm seinem Sohne Georg das Versprechen ab, seine in seinem Testamente gestellten Bedingungen treu zu erfüllen. Georg versprach es, — wir umarmten uns als Brüder, mußten von Stunde an uns bei den Taufnamen nennen und mit Du anreden, theilten uns treu in die Pflege des Vaters, der, nun beruhigt, mit gleicher Liebe auf uns blickte, bis er nach wenig Tagen schon dieses Leben mit einem anderen vertauschte. In seinem Testamente aber verlangte unser Vater, wir sollten ungetrennt, wie Brüder, mit einander leben. „„Er sei mir schuldig, mich in eine Familie aufnehmen zu lassen, der ich so nahe stehe““, schrieb er darin, „„mir eine Häuslichkeit zu schaffen, bis ich mich selbst etabliren, mich verheirathen würde““, in welchem Falle dann Georg verpflichtet wurde, mir ein Capital von zwanzigtausend Thalern auszuzahlen. — Ich war damals glücklich darüber, denn, wie ich schon früher einmal gegen Sie erwähnt habe, von meiner Pflegemutter hatte ich nur eine Leibrente ererbt, und ich war zu jener Zeit, wenn auch nicht

verlobt, so doch gesonnen, mich zu verheirathen, worin mich Georg aus leicht begreiflichen Gründen bestärkte. —"

„Und wie kommt es ....?" fragte stockend Johannes.

„Daß ich noch unverheirathet bin?" fragte Hartlinger. „Ach! das ist eine lange, traurige Geschichte! —"

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Ich hatte als junger Mensch geliebt, — meine ganze Seele hing an jenem Mädchen, das, so glaube ich, meine Liebe in demselben Grade erwiderte; — doch lassen Sie mich davon schweigen, — ich spreche nicht gern von ihr! —" Und wieder schwieg er, den Kopf senkend mehre Minuten lang; plötzlich rief er mit grellem Lachen: „Wir hatten uns Beide getäuscht! —"

Eine Pause entstand, Niemand wagte zu sprechen; nur Emiliens lautes Athmen unterbrach die Stille; endlich fuhr Hartlinger fort:

„Meine Anwesenheit in dem Hause meines Bruders, ich merkte es nur zu bald, war Georg, dem

ich mit dem Herzen eines Bruders entgegenkam, fast unerträglich, und mir wurde meine Lage dadurch von Stunde zu Stunde drückender. Wie eine Erlösung für uns Beide sahen wir eine Heirath meiner Seits an. Georg trug Sorge, mich mit jungen Mädchen bekannt zu machen, — allein — keine, keine entsprach dem Ideal, das ich mir geschaffen hatte, nach dem ich strebte. Die Leidenschaft gehört der Stunde, und wohl gab es Stunden, wo ich in meiner leidenschaftlichen Erregung wähnte, mein Ideal verwirklicht zu sehen, aber eine dauernde, wahre Neigung habe ich nie wieder empfunden, und nach dieser allein, nach dem Zauber meiner ersten Liebe sehnte sich mein Herz beständig! — Wie konnten mir die frostigen Empfindungen genügen, die mir Gräfin Augustens Freundinnen einflößten? — Unter — oder vielmehr aus meinem Stande wollte ich kein Mädchen heirathen, ich wollte eine Gattin, die Georg's Frau — Freundin, Schwester nennen konnte; denn Georg hatte sich damals mit seiner jetzigen Frau verlobt! — In der Jugend ist man thöricht, wie Sie sehen, liebe Emilie!

ich wollte damals hoch hinaus, — jetzt denke ich ganz anders! —"

Emilie wurde roth, sie lachte befangen und wandte die Augen ab.

Hartlinger fuhr fort. „Ich glaubte nicht, daß mein Herz jemals wieder ernstlich getroffen werden würde, da — sah ich eine Dame wieder — eine Dame, die ich über Alles hoch achtete, — die ich wie eine Schwester liebte und mich von ihr wie einen Bruder geliebt glaubte, — und sie, die einzige, die stets an mir gehalten, die ich verkannt, gekränkt hatte, gestand mir ihre Liebe, — wir verlobten uns —!"

„Nun? —" rief, nach Athem ringend, Emilie.

Hartlinger lachte; — dann, nach einer Pause, fuhr er fort:

„Sie hatte sich übereilt, sie hatte die Welt, die Verhältnisse nicht bedacht; ich war ja keine glänzende, keine standesmäßige Partie! —"

Alle schwiegen; dann rief Hartlinger: „Was soll ich noch sagen? Auch mir wurden Welt und Verhältnisse klar! — Ich fühlte, daß der beste, edelste

Mensch nichts, nichts gilt, wenn die sogenannte Welt, die Verhältnisse, Rang und Stand ihm entgegenstehen! — Ein gebrochenes Menschenherz, was ist das im Vergleich mit einem adeligen Namen! — Ihr Wappen trägt eine Grafenkrone, die konnte sie doch um meinetwillen nicht aufgeben? sie hatte in ihren Augen mehr Werth, als das Lebensglück dessen, dem sie ihr Herz geschenkt hatte. — Von diesem Augenblicke an dachte ich — mein Herr Pastor, blicken Sie mich nicht so finster an! — ich dachte nicht an Rache, ich dachte daran, wie Vorurtheile zu heben, wie die Welt zu verbessern sei! — Einmal den Schmerz, den diese getäuschte Hoffnung mir gebracht, überwunden, faßte ich eine andere, innige, heiße, glühende Liebe, ihr habe ich mein ganzes Herz, alle Kräfte meines Geistes, mein Denken, mein Handeln, mein Dasein geweiht! —"

Emilie zuckte zusammen, sie athmete schnell und stockend, in ihre Augen traten Thränen, ein eifersüchtiges, unheimliches Feuer brannte in ihrem Blick, aber ein tiefer, entlastender Seufzer entrang sich ihrer Brust, als Hartlinger mit leidenschaftlicher

Stimme rief: „Meine Geliebte, meine Heilige heißt Freiheit!“ —

„Frei von Sorgen ist man nur dort!“ sagte die Matrone, in die Höhe zeigend, und bot dann Hartlinger einen Teller an. Dieser schob ihn etwas unsanft zurück und wandte sich zu Johannes. „Können Sie nun begreifen, daß ich Sie verstanden habe? und daß ich für Sie fürchte? —“

Johannes drückte Hartlinger's Hand. — „Ich würde mich freuen, Eglantine glücklich zu wissen!“ sagte er. Emilie aber rief bitter: „O, sie wird schon glücklich werden! ein so von der Natur begünstigtes adeliges Fräulein!“ Sie stieß ihr hämisches Lachen aus und schnitt sich, in der Aufregung sich hungrig stellend, ein großes Stück Brod ab. „Ei, weshalb soll man sich grämen und kränken!“ rief sie gezwungen lachend, in etwas roher Weise, „lustig, lustig wollen wir sein! — man ändert nichts, wenn man weint!“ und sie trällerte und lachte, blickte Hartlinger nicht mit einem Blicke mehr an, sondern trat an den Käfig ihres Vogels heran, schreckte den Schlafenden auf, indem sie an seinen Käfig schlug

und leidenschaftlich rief: „Mein Herz, meine Liebe, mein Vögelchen!“ Sie preßte ihren Mund an das Drathgitter und stieß, halb schon schluchzend, noch die Worte heraus: „Mein Schatz! O Du meine einzige Liebe, mein Gut! mein Blut! mein Leben! mein Gott! mein Alles! —“ und in Thränen ausbrechend, stürzte sie fort. —

Der Bruder blickte ihr wehmüthig nach; dann fragte er seinen Gast: „Wann reisen Sie?“ Hartlinger sah ihm prüfend in die Augen, ergriff seine Hand und erwiderte: „Ich wollte erst in einigen Tagen Auenbach verlassen, — allein ich werde....“ Er stockte und blickte nach der Mutter hin; die war aber eingeschlafen, und leise fügte er nun hinzu: „Ich bin anderen Sinnes geworden, ich werde schon morgen in aller Frühe meine Wanderung antreten.“

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte mit bewegter Stimme Johannes, und Hartlinger stand schnell auf, grüßte den Geistlichen mit der Hand und verließ leise, um die Mutter nicht zu wecken, das Haus.

Hartlinger's Vergangenheit.

Eine Episode.

Der Pflegesohn.

„Wo bleibt nur Arthur?“ So hatte Gräfin Waldburg schon mehrmals gefragt, indem sie die besorgten Blicke über die weite Ebene, die sich zu ihren Füßen hinzog, hinschweifen ließ.

„Lassen Sie uns das Fenster schließen, liebe Tante!“ bat Ida, die Nichte der Gräfin, und hing der leidend aussehenden Frau die zurückgefallene Mantille wieder um. „Es wird kühl und Sie sind noch unwohl!“

„Aber wo bleibt er nur so lange?“ wiederholte aufgeregt die Gräfin, „er versprach mir so gewiß, um sieben Uhr zurück zu sein, und jetzt ist es schon halb acht!“

„Herr Hartlinger wird schon kommen, liebe Tante; ängstigen Sie sich nicht!" bat die Nichte in ruhigem, fast kaltem Tone.

„Ach Ida!" sagte die Gräfin mit weinerlich-zitternder Stimme, während Thränen aus ihren großen blauen Augen fielen, „Du weißt nicht, was eine Mutter empfindet, wenn man ihr das einzige Kind, den Stolz seiner Familie, den schönen, guten, herrlichen Knaben, blutend und leblos in's Zimmer trägt! — Ach! Du kannst es nicht fassen — und möge der Himmel Dir nie ähnlichen Schmerz auferlegen, als ich erlitt! — Du weißt, — ich war damals krank, — sehr krank, mein Geist hatte gelitten! — O, ich weiß es, so sehr sich auch Alle bestrebten, mir meinen wahren Zustand zu verheimlichen! —"

„Liebe Tante!" bat Ida; aber die Gräfin fuhr fort: „Ich wußte es, — ich fühlte es, — aber mir fehlte die Kraft, den Nebel zu durchbrechen, der lastend mein Gemüth verfinsterte! — Immer und immer wieder zog es mich hin an die Wiege, worin mein Kind gelegen hatte, — mein Kind, mein geliebter, einziger Sohn! — Ich warf die

Kissen durcheinander, ich suchte — suchte Tag und Nacht! ich schrie, ich jammerte: mein Kind! wo ist mein Kind! —"

„Um Gottes willen, liebe Tante!" unterbrach Ida die in hohem Grade aufgeregte Frau.

Die Gräfin reichte Ida die Hand hin. „Fürchte nichts!" sagte sie sanft, „fürchte nichts! Ich bin wieder wohl, ich war es von dem Augenblicke an, als man mir meinen Arthur brachte. Dasselbe Alter, — dieselben Züge, — das Ebenbild meines geliebten Sohnes! — nein, mein Sohn war es selbst, der Himmel hatte mein Gebet erhört, mein Jammer war zu des Höchsten Thron gestiegen, er gab mir mein Kind zurück! —" Erschöpft sank die Gräfin zurück in den Sessel, sie schloß die Augen und verharrte mehre Minuten in dieser Stellung; dann richtete sie sich langsam auf, trat an's Fenster, blickte prüfend in die Ferne und sagte weich: „Mein Herz wandte sich der elternlosen Waise zu; Arthur vergalt mir meine Liebe mit kindlicher Anhänglichkeit, er wurde mein Glück, meine Freude, mein Alles auf Erden!"

„Aber auch ein Gegenstand der ewigen Sorgen!“ fiel Ida ein.

„O, schilt nicht, Ida!“ erwiderte die Gräfin, „daß ich so an dem Knaben hänge und mich zitternd seiner Kühnheit freue! — Sah'st Du ihn gestern, wie er im Kampfe mit Deines Bruders wildem Rappen endlich das stolze Thier bezwang, daß es sich seinem Willen fügen mußte?“

„Ja, liebe Tante, ich sah es, und wäre Arthur mein Sohn gewesen, ich hätte ihm einen ganzen Tag Stubenarrest dictirt; sein Übermuth steigt mit jedem Tage! — Wie durfte er sich unter die Männer mischen, die, als erprobte Reiter, sich über die Wildheit jenes Pferdes besprachen; wie konnte er es wagen, kühn zu behaupten, er würde das Thier nach seinem Willen lenken? — Nur um des jungen Herrn Übermuth zu bestrafen, ließ mein Bruder ihm seinen Rappen vorführen und....“

„Und Arthur ritt das Pferd!“ fiel die Gräfin mit mütterlichem Stolze ein, „er kämpfte mit ihm, und endlich mußte es im Schloßhofe die ganze Schule durchmachen!“

„Nun ja, liebe Tante, Herr Hartlinger hat schon viel profitirt von dem Reitunterrichte des Obristen, der dabei stand und lachte, als ob er bersten wolle; aber angenehm war es doch nicht, daß mein Bruder und mein Mann so dastehen mußten und zusehen, wie ein solcher Gelbschnabel es ihnen gleich machte, ja vielleicht sie überholte. — Aber da kommt ja Arthur aus dem Walde geritten, der Obrist ist wieder mit ihm; — ach, wie sie jagen!" —

Die Gräfin sprang auf und riß das Fenster weit auf. „Herr Gott — der breite Graben! hilf Himmel!" und mit beiden Händen hielt sie sich die Augen zu.

„Sie sind darüber, liebe Tante! — Arthur's Pferd schien zu fliegen, so leicht kam er über den Graben! — ich würde mir aber doch, an Ihrer Stelle, dergleichen Ritte verbitten! — Überhaupt, was soll Arthur der Umgang des alten Obristen? — Der Obrist bald sechzig, Arthur kaum achtzehn Jahre alt!" sagte Ida; die Gräfin aber hörte nicht auf ihre Worte, sondern suchte nur mit den Blicken den geliebten Pflegesohn.

„Ach, da kommen sie!“ rief sie jetzt frohlockend aus, „da kommt er! sieh', jetzt reiten sie langsam — er hat mich erkannt, er winkt mit der Mütze! — Gott segne Dich, mein schönes Kind! — Wie ist er erhitzt! nein, nein, Du hast Recht, Ida, er soll nicht mehr so reiten, morgen lasse ich sein Pferd verkaufen.“ —

Arthur war indessen in den Schloßhof geritten, Obrist von Thalheim, Vetter der Gräfin und Protector ihres Pflegesohns, an seiner Seite. Ein Stallknecht eilte herbei, zuerst das Pferd des jungen Herrn ergreifend, den er überhaupt mit mehr Ehrfurcht zu bedienen schien, als den Obristen, ja dieser selbst, so barsch und rauh er übrigens war, hatte für Arthur stets die größte Aufmerksamkeit. Arthur nahm jeden Beweis von Aufmerksamkeit hin, wie ein Fürst die Huldigungen seiner Untergebenen, ja oft sogar schien er dieselben nur zu fühlen, wenn sie unterlassen wurden; dann stutzte er einen Augenblick und sein Mund verzog sich grollend; schnell aber wußte er seinen Unmuth zu verbergen und rief nur lauter als sonst den Dienern seine Befehle zu,

wie er überhaupt durch sein Benehmen nur zu gern merken ließ, daß er der Herr des Hauses sei. — Selbst gegen seine Pflegemutter nahm er bei solchen Gelegenheiten einen herrischen Ton an, und das Wort: „ich will!“ kam noch öfter vor, als es sonst der Fall war.

„Ist Graf Waldburg und Baron Richtern zurück?“ fragte Arthur einen Diener, „sind sie schon bei meiner Mutter?“

„Die Herren sind schon seit einer halben Stunde zurück,“ war die Antwort, „aber da der junge, gnädige Herr noch nicht zurück waren, so sollte der Thee noch nicht servirt werden. Die Herren sind in den Garten gegangen und haben mir aufgetragen, ihnen zu melden, sobald es Zeit sei, hinauf zu gehen.“

„Ach, lieber Obrist!“ rief Arthur, „Mama wird böse sein, eine halbe Stunde habe ich sie warten lassen! —“

„Und Cousine Ida?“ — fügte der Obrist hinzu, „die wird kein freundliches Gesicht machen!“

Beide eilten die breite Steintreppe hinauf, gefolgt

von Arthur's großem Hunde, der durch kein Pfeifen des Dieners zu bewegen war, seinen jungen Herrn zu verlassen. An der Thüre, die zum Zimmer der Gräfin führte, gebot Arthur seinem Hunde, sich niederzulegen, und den Obristen mit einer leichten Handbewegung voranzugehen nöthigend, sagte er: „Jetzt müssen wir sehen, wie wir die Damen versöhnen!"

Der Obrist eilte auf die Gräfin zu und machte ihr einige Entschuldigungen wegen seines und Arthur's langen Ausbleibens.

„O nicht doch!" sagte mild die Gräfin, die Augen nach Arthur hingewendet, und streckte ihm die feine, weiße Hand entgegen, „o nicht doch, Sie sehen ja, die andern Herren sind auch noch nicht zur Stelle, — aber über die Eile, mit welcher Du geritten bist, Arthur, muß ich schelten! Ich würde böse sein, wenn ich nicht wüßte, daß es die Furcht war, zu spät zu mir zurückzukommen, die Dich so zur Eile getrieben hat. Doch will ich lieber länger auf Dich warten, als daß Du Dich so großer Gefahr aussetzest. — Arthur! über den Graben darfst

Du nicht wieder setzen! Obrist, Sie sind mir verantwortlich für meinen Sohn!" —

„O, liebe Mama!" rief Arthur scherzend, „der Graben ist ja nicht breit und auch nicht tief; sollte ich einmal hineinfallen, ist das noch kein Unglück, die Kröten und Frösche beißen mich nicht gleich todt!" —

„Arthur, frevle nicht!" rief heftig die Gräfin, „wenn ich nur daran denke...."

„Nun, nun, liebe Cousine!" besänftigte der Obrist, „ich will schon Acht haben auf den jungen Wildfang."

Ida hatte gleich nach Arthur's Eintritt das Zimmer verlassen und kehrte nun mit ihrem Gatten und ihrem Bruder dahin zurück. Die beiden Herren begrüßten die Gräfin mit Ehrfurcht, den Obrist höflich und Arthur kaum flüchtig. Arthur schien es nicht zu bemerken, betrachtete Ida's Stickerei und spielte mit derselben, was die junge Frau, es bemerkend, schnell zu enden sich bestrebte. Sie gebot ihm, indem sie mit vornehmer Miene ihm die Stickerei entzog, ihren Stuhl näher an's Fenster zu setzen.

Arthur gehorchte sogleich, und als sich die junge Frau mit affectirter Nonchalance in denselben geworfen hatte, blieb er, auf die Lehne des rothsammetnen Sessels gestützt, hinter ihr stehen, sah eine Zeitlang ihrer Arbeit zu und fragte dann mit lauter, fester Stimme: „Befiehlt Cousine Ida noch Etwas?“ —

Baron Richtern fuhr mit dem Kopfe herum, und Ida wurde dunkelroth, dann aber leichenblaß; Niemand erwiderte jedoch ein Wort. Graf Waldburg war vielleicht der Einzige, der Etwas sagen wollte, biß sich aber auf die Lippen und spielte mit seiner Lorgnette. Die Gräfin lächelte still-verklärt vor sich hin, der Obrist bekämpfte mit Mühe seine Lachlust und blickte wohlgefällig auf Arthur, der mit der größten Ruhe und der gleichgültigsten Miene von der Welt zum Fenster hinausschaute. Eine peinliche Stille trat ein, die endlich durch die Diener unterbrochen wurde, die zu recht gelegener Zeit den Thee brachten. Ida faßte sich zuerst, erhob sich und begann ihr Amt am Theetisch mit gewohnter Grazie; — Arthur behandelte sie, wenn

auch nicht freundlicher als früher, so doch mit mehr Aufmerksamkeit. Sie rückte ihm Zucker und Sahne näher und bot ihm einigemale von den herumstehenden Erfrischungen an. Arthur bemerkte es und vergalt ihr diese Aufmerksamkeiten mit einer Menge kleiner Dienstleistungen. Als der Thee genossen war, setzten sich die Gräfin und die drei Herren zu einer Partie Whist; Ida nahm ihre Arbeit und wollte sich einen Sessel an's Kamin rücken, wo man inzwischen ein lustiges Feuer angezündet hatte; Arthur aber kam ihr zuvor; Ida nahm, höflich dankend, diesen Dienst an. Arthur ergriff ein Tabouret und schob es an Ida's Seite. „Erlauben Sie es mir, gnädige Frau?" fragte er bittend, fast schüchtern. Ida neigte bejahend und erröthend den Kopf. Anfangs sprachen Beide wenig; Arthur war befangen, Ida nicht minder; er fragte nach der Arbeit, sie antwortete nur kurz, was eben nöthig war, um nicht unhöflich zu erscheinen; als aber die Spielenden lebhafter wurden und sich immer mehr in ihre Interessen vertieften, rückte Arthur sein Tabouret näher noch an Ida's Lehnsessel heran und

fragte theilnehmend nach Allem, was sie den Tag über vorgenommen habe. Er erzählte ihr von dem Wald, in welchem er geritten sei, wie herrlich das junge Laub auf den Bäumen anfinge zu grünen, wie die Schwalben schon da seien, und endlich fragte er sie mit leuchtenden Augen: „ob sie nicht auch Lust habe, in den Wald zu reiten?"

Ida war immer theilnehmender Arthur's Worten gefolgt; ihr Blick hatte länger und länger auf des jungen Mannes Antlitz geruht, und freundlicher sagte sie ihm jetzt: „In den Wald hätte ich schon Lust einmal zu gehen, aber reiten kann ich nicht; seit ich verheirathet bin, habe ich dieses Vergnügen aufgegeben."

„Ach, und Sie ritten so schön!" rief Arthur, „ich weiß noch so gut, als Sie im dunkelblauen Reitkleide und den grünen Schleier auf dem Hute tagtäglich mit Obrist Thalheim nach Bergenau ritten! — Ich glaube, ich könnte mir nichts Schöneres denken! — Sie waren so roth und Ihre Augen so glänzend! — Der Obrist meint auch, daß er noch keine Dame hätte so gut reiten sehen, als Sie,

und dabei so gut aussehend, so unermüdlich! — und der Obrist hat doch schon viele Damen reiten sehen." —

Ida wurde freundlicher und freundlicher; das Lob des jungen Menschen schien ihr zu schmeicheln, und willig lieh sie seinem Geschwätz ihr Ohr. Da fragte Arthur plötzlich, indem er ihr forschend in's Auge blickte: „Können Sie recht, so recht von Herzen aufrichtig sein?"

Ida lächelte und meinte: „Wenn es verlangt wird, gewiß!"

„O, so sein Sie es jetzt, gnädige Frau!" bat Arthur, „nur einmal erfüllen Sie mir einen Wunsch!"

„Und was wollen Sie denn wissen?" fragte sie noch immer lächelnd.

„Was ich wissen will —? Ihr Urtheil über mich, gnädige Frau!" rief er; — „Sie können mich beurtheilen, vielleicht nur Sie allein!"

„Ei, Herr Hartlinger! halten Sie sich für so undurchdringlich?" scherzte Ida.

„Nein, nicht für Alle!" erwiderte ernst der junge Mann, „allein — Viele beurtheilen mich sehr

falsch; — Ihrem Urtheil aber, sei es welches es wolle, unterwerfe ich mich! Ihrem klaren Blick vertraue ich, — deshalb will ich es hören! — und Ihnen gelobe ich es, ich will streben, Alles ferner zu unterlassen, was Ihnen mißfällt!“ —

Ida sah ihn eine Weile lang forschend an; dann sagte sie ernst: „Nun wohl: vor allen Dingen mißfällt mir Ihr Hochmuth!“

„Hochmuth?“ fragte empfindlich Arthur; „meine gnädige Frau, hochmüthig bin ich nicht! — ich weiß, weshalb Sie es glauben, Sie können mir nicht vergeben, daß ich Sie vorhin Cousine Ida nannte; — aber wahrlich, aus Hochmuth geschah es nicht! — Wenn mich auch Gräfin Waldburg wie ihren Sohn behandelt und erzogen hat, so weiß ich doch, daß ich nicht eine gleiche Liebe und Behandlung von den Verwandten des verstorbenen Grafen verlangen kann, zumal, da die Gräfin mich so sehr vor ihnen bevorzugt; — allein ....“

„Sie sprechen wie ein junger Mensch ohne Erfahrung, ohne Vernunft und Menschenkenntniß!“ unterbrach ihn Ida, „und da ich sehe, daß Sie

noch bei Weitem nicht genug an Geist gereift sind, um das zu fassen, was ich meine, so sage ich Ihnen kein Wort mehr, obgleich ich noch viel, sehr viel an Ihnen zu tadeln hätte!"

„O, gnädige Frau!" und Arthur ergriff ihre Hand, „sagen Sie mir, was Sie wollen, auch das Härteste kann ich ertragen, wenn es von Ihnen kommt!"

Aber Ida entzog ihm ihre Hand, stand auf und trat hinter den Stuhl ihres Mannes, dem sie aufmerksam in die Karten blickte. Diesen Platz verließ sie nicht eher, als bis die Partie zu Ende war und die Spielenden sich erhoben.

Arthur blieb noch eine Zeitlang am Kamin sitzen und stocherte in der Flamme herum, warf sich dann in den von Ida verlassenen Lehnsessel und that, als ob er schliefe.

Um zehn Uhr nahm die Gräfin Abschied von ihren Gästen; flüchtig umarmte sie die Nichte, lange und zärtlich drückte sie den Pflegesohn an ihr Herz, dem sie empfahl, sich bald niederzulegen, da doch der rasche Ritt ihn sicher angegriffen habe. —

Ida hing sich an ihres Mannes Arm und folgte dem vorleuchtenden Diener, nachdem sie Allen eine freundliche gute Nacht gewünscht hatte.

Waldburg faßte des Obristen Hand und bat ihn, mit ihm zu kommen, indem er noch mit ihm zu sprechen habe; Arthur blieb allein zurück.

In dem weitläuftigen Gemach schritt er ungeduldig auf und nieder, riß dann und wann ein Fenster auf, und sich weit hinausbiegend, sah er nach des Obristen Fenster, begann dann von Neuem seinen Lauf und schaute wieder hinaus. So trieb er es, bis in des Obristen Zimmer ein Licht erschien; nun war er sicher, daß die Unterredung mit Graf Waldburg beendet sei, und er eilte hinauf an des Obristen Thüre; sie war verschlossen. Arthur klopfte an. „Heute nicht, mein Junge!" rief der Bewohner von Innen, „morgen in aller Frühe!"

„Aber ich will Sie sprechen, ich habe dasselbe Recht dazu, wie Graf Waldburg! — sogleich will ich Sie sprechen!"

„Heute nicht!" antwortete der Obrist abermals.

Da schlug Arthur mit beiden geballten Händen

an die Thüre und rief: „Aufgemacht! aufgemacht! oder ich schlage die Thüre ein!“ —

Aber Alles blieb still, nicht einmal eine Antwort erhielt der ungeduldige, junge Mensch. Endlich, durch das Schlüsselloch blickend, gewahrte er, daß der Obrist sein Licht verlöscht hatte; der Obrist war schlafen gegangen. —

Der so wenig an Widerspruch gewöhnte Jüngling gerieth in größten Zorn; wie ein verzogenes Kind stampfte er mit den Füßen und lärmte vor der ihm verschlossenen Thüre noch die halbe Nacht; endlich aber, als er sah, es half ihm nichts, zog er sich grollend in sein Zimmer zurück.

Obrist von Thalheim.

Der Obrist schlief indessen auch nicht; nicht Arthur's Lärmen an seiner Thüre hätte ihn wach gehalten, er war wohl schon bei größerem Lärm ruhig eingeschlafen, nein, die Sorge war es, seine eignen Gedanken waren es, die ihm den Schlaf

verscheuchten. Bis jetzt hatte er nie an die Zukunft eines Menschen, am allerwenigsten an die seine gedacht (was er auch jetzt noch nicht that); wie sollte er auch? Für seine Person hatte er nicht zu sorgen, ihm war stets von Anderen geholfen worden. Seine Schulden hatte einmal der König, ein zweites Mal seine Anverwandten bezahlt, und das dritte Mal? — nun, da würde sich wohl wieder Jemand dazu finden! —

Aber Arthur? —

Was der Augenblick ihm bot, genoß der Obrist, ohne sich darum zu bekümmern, was der morgende Tag ihm bringen werde, — sei es Tod oder Leben, das war dem alten Soldaten gleich! —

Aber Arthur? —

Alles schlug er sich aus dem Sinne, nur Arthur's Zukunft beängstigte ihn. In seiner Jugend war Obrist Thalheim seiner Schönheit halber der Liebling der Damen gewesen, seine guten Einfälle waren berühmt, den Männern imponirte er durch seine Bravoure, aber — nun war es auch vorbei; wer mehr in ihm suchte, der wurde bald enttäuscht! —

Wie es bei solchen Menschen gewöhnlich der Fall ist, so war es auch ihm ergangen; mit seiner Jugend verschwand der Kreis der Lacher, der den sonst so lustigen Obrist umgeben hatte. Man suchte ihn nicht mehr auf, man bemerkte ihn fast gar nicht mehr. — Da erbitterte er sich, eine entsetzliche Leere entstand in seinem Innern, und eine Zeitlang versank er in Hypochondrie. Er floh die Welt, die ihn treulos verließ, und besuchte seine Cousine, Gräfin Waldburg, die damals gerade das Unglück betroffen hatte, ihren einzigen Sohn zu verlieren, auf längere Zeit. Das Leiden der Geistesschwachen gab ihm die Energie wieder; er wollte ihr helfen — und kam auf den Gedanken, ihr einen, dem verstorbenen Söhnchen ähnlichen Knaben als Pflegesohn zu bringen. Er hatte Arthur auf einem Gute seines Vetters, des Grafen Fels, gesehen, und die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Verstorbenen hatte ihn frappirt. Er reis'te zu seinem Vetter, er sprach mit ihm über diese Angelegenheit; Graf Fels billigte nicht nur seines Vetters Plan, sondern er schien auch hocherfreut darüber zu sein, und versprach, die Sache

mit Arthur's vermeintlichem Vater, seinem Kammerdiener, in's Reine zu bringen.

Thalheim erhielt den damals sechsjährigen Knaben. Er brachte der Gräfin den Kleinen, gerade als sie mit heißen Thränen vom Himmel ihr Kind zurückerflehte, und die Ähnlichkeit, die Arthur mit Ferdinand hatte, ließ die arme Mutter wirklich glauben, daß der Himmel ihr Gebet erhört habe. Und auch, als endlich die Täuschung schwand, blieb der Pflegesohn ihrem Herzen so theuer, als sei er ihr wahrer Sohn. Obrist Thalheim aber blieb des jungen Hartlinger's Beschützer; ja, er attachirte sich so sehr an den wilden Knaben, daß er bald nicht mehr ohne ihn sein konnte; er ertheilte ihm Reitunterricht, erzählte ihm aus seinem Kriegsleben und wurde nach und nach sein unzertrennlicher Begleiter. Arthur dagegen hing mit inniger Liebe an seinem alten Freunde; er blickte Anfangs mit Bewunderung zu ihm auf, hörte staunend seinen Erzählungen zu, allein, wie es so oft in ähnlichen Fällen geschieht, der Schüler wuchs dem Lehrer über den Kopf, und vom Lehrer sank Obrist Thalheim zum Begleiter herab.

Diesen Abend nun hatte Graf Waldburg den Obrist mit auf sein Zimmer genommen und hatte ihm ernstlich vorgestellt, daß es Zeit sei, dem Übermuth des jungen Hartlinger, des Dienersohnes, zu steuern.

Er hatte ihm auseinandergesetzt, welcher traurigen Zukunft Arthur entgegengehe, im Fall, was doch vorauszusetzen sei, die Gräfin ohne Testament sterbe. Er hatte ihm nicht undeutlich merken lassen, daß Arthur unverschämt sogar gegen ihn, seinen Lehrer, sei. „Ein Mann wie Sie, in Ihrem Alter, von Ihrem Range!“ hatte Graf Waldburg gesagt, „und muß einem solchen Kinde nachstehen! — Meine Tante ist unvernünftig! — Suchen Sie Arthur Lust zum Militärstande einzuflößen, damit er seine Pflegemutter bewege, ihn diese Carrière einschlagen zu lassen; denn auf vernünftiger Leute Rath hört sie schon nicht mehr in Dingen, die das liebe Pflegesöhnchen betreffen. In ihrer Affenliebe kennt sie keine Gränzen!“ —

Der arme Obrist dachte nun nach; er gab dem Grafen Recht; er versprach, mit Arthur zu sprechen,

sagte Waldburg gute Nacht und schloß sich in sein Zimmer ein, um dort ungestört an seines Lieblings Zukunft zu denken.

Das Überlegen wurde ihm aber schwer, sehr schwer, er brauchte Zeit dazu. „Ich muß doch den Jungen wirklich lieb haben!“ sagte er zu sich selbst, „meine Zukunft hat mich nie beängstigt, und die Zukunft dieses Menschen macht, daß ich nicht schlafen kann! — Wenn doch sein Vater...! aber daran ist ja gar nicht zu denken...; auch habe ich ja versprechen müssen...; na — armer Junge! der Graf hat Recht!“

Am andern Morgen suchte der Obrist Arthur auf dessen Zimmer auf, fand ihn aber nicht mehr dort; der junge Herr war schon bei Anbruch des Tages in den Wald geritten. —

Zum Frühstück, welches Arthur gewöhnlich bei seinem Protector einnahm, erschien er auch nicht, erst bei Tische sahen sich Beide wieder.

Der Obrist fand seinen Zögling auffallend ernst und mißgelaunt, kümmerte sich deshalb wenig um ihn, wurde aber selbst verdrießlich, denn er war zu

sehr an des jungen Menschen Unterhaltung gewöhnt, als daß er sie entbehren konnte.

Ida schien es nicht zu verschmähen, einige kleine, erlaubte Koketterien anzuwenden, um Arthur's Aufmerksamkeit zu erregen. Bald that sie, als bemerke sie ihn gar nicht, bald ging sie wieder in seine oft recht kindischen Gespräche ein, neckte ihn wegen seines ernsten Aussehens, nannte ihn einen melancholischen Schwärmer und forderte ihn endlich auf, nach Tisch, während die Gräfin schlafe, einen Spaziergang mit ihr in den Garten zu machen.

„Also kein Spatzierritt?" fragte mißgelaunt der Obrist.

„Heute nicht, Herr Obrist, ich habe keine Zeit!" lautete Arthur's kurze Antwort.

„Ich habe aber mit Dir zu sprechen, — einen Auftrag —!" brummte der Obrist, „der ließe sich freilich am besten in freier Luft aussprechen; — doch da Du keine Zeit für mich hast, — so — wollen wir heute Abend darüber sprechen."

„Es wird sich nicht thun lassen, heute Abend habe ich Etwas vor!" antwortete kurz der schmollende Jüngling.

„Nun so schlage das ....!" rief zornig der Obrist und fügte, sich fassend und sich selbst unterbrechend, hinzu: „So muß es also unterbleiben!" wandte Arthur den Rücken, verließ das Zimmer, und wenige Augenblicke später ritt er dem Walde zu.

Richtern und Waldburg schickten sich an, einen Spaziergang zu unternehmen, und Ida ergriff Hut und Schirm, winkte Arthur, ihr zu folgen, und eilte dem Garten zu. —

Eine Unterredung.

Beide hatten den Garten schon mehremale, sich von gleichgültigen Dingen unterhaltend, durchschritten, als sie von vergangenen Tagen zu sprechen begannen und dadurch vertraulicher zusammen wurden, als bisher. Eine Bank von Birkenstämmen, dicht von Buschwerk umgeben, lud zum Sitzen ein; Ida fühlte sich ermüdet, und Beide nahmen Platz.

Nach kurzer Pause fragte Arthur zärtlich: „Wollen Sie mir heute meine Fehler sagen?" —

„Nein!“ antwortete Ida entschieden, „nein, dabei will ich heute nicht stehen bleiben; ich wollte Sie sprechen und zwar allein, deshalb bin ich hier!“

Arthur machte große Augen; ihn erfaßte eine in dieser Weise noch ungekannte Verlegenheit; die junge Frau aber fuhr mit wichtiger Miene fort: „Arthur, Sie führen hier ein Leben, das auf die Länge nicht dauern kann. — Sie sind nun achtzehn Jahre alt und haben sich noch für keinen Stand entschieden. — Meine Tante, es ist wahr, hat es Ihnen an Nichts fehlen lassen; Ihr Geist ist gebildet, Sie haben stets die besten Lehrer zufrieden gestellt, — aber —.“

„Nun?“ fragte Arthur, dessen Wangen sich höher färbten.

„Aber Sie müssen,“ fuhr Ida fort, „diese Kenntnisse benutzen. — Seit einem halben Jahre leben Sie in den Tag hinein; Sie reiten, Sie gehen spatzieren, dressiren Ihre Hunde; doch an die Zukunft denken Sie nicht! — Was soll aus Ihnen werden? — Wären Sie der rechte Sohn meiner

Tante, gut, dann möchte dieses Leben genügen, aber wie, wenn meine Tante nicht mehr ist? —"

Arthur sah finster zu Boden; nach einer Pause fuhr Ida fort und legte dabei zutraulich ihre Hand auf des Jünglings Schulter: „Arthur, Sie müssen sich entschließen, — Sie müssen sich einen Beruf, einen Broderwerb wählen!"

Da sprang der junge Mann auf, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. „Broderwerb? —" rief er und blickte sich wild um.

Ida war auch aufgestanden; sie faßte seine Hand. „Es kommt Ihnen seltsam vor, daß ich so mit Ihnen spreche," sagte sie, „aber bedenken Sie, meine Tante ist kränklich, — schon früher war sie einmal in einem Zustande der Geisteszerrüttung, der ihr Nervensystem sehr — sehr angegriffen hat; — dieser Zustand kann wiederkehren, oder ein schneller Tod eintreten ...., was wird dann aus Ihnen? — Sie haben Nichts zu erwarten, eigenes Vermögen besitzen Sie nicht! — Ihr einziger Reichthum besteht folglich in dem, was Sie erlernten. — Trachten Sie darnach, diesen Schatz zu vergrößern, benutzen Sie

Ihren Einfluß bei meiner Tante und bewegen Sie dieselbe, daß sie Ihnen die Erlaubniß giebt, eine Universität zu besuchen. —"

Da Arthur ihr nicht antwortete, sondern nur finster vor sich hinstarrte, fuhr sie nach einer Pause freundlich fort: „Hätten Sie Lust, Medicin zu studiren? ein Arzt hat, wenn er sich erst einen Ruf gegründet hat, sein gutes Einkommen, — oder wollen Sie Theologie....?"

„Ich?!.... ich predigen?!...." unterbrach sie Arthur mit gellendem Lachen.

Ida richtete sich beleidigt empor. „Sie wollen nicht auf meine wohlgemeinten Rathschläge hören, Ihr Leichtsinn, Ihr Trotz ist größer, als ich glaubte! — Aber, bedenken Sie selbst, — was soll aus Ihnen werden?" —

„Sorgen Sie nicht....! O, gnädige Frau...., konnte ich mich doch schon in so Manches finden...., auch in die Armuth werde ich es! —"

„Arthur!" sagte mild die junge Frau und ergriff noch einmal die schlaff herunterhängende Hand des Jünglings; aber Arthur verzog seinen Mund

zu einem spöttischen Lächeln, und in derselben Weise wollte er auch, seine Empfindungen, die durch Ida's sanften Blick weich zu werden begannen, mit Gewalt unterdrückend, antworten, aber die Stimme versagte ihm den Dienst, bis er endlich, sich zu einem Lächeln zwingend, sagte: „Meine Zukunft kümmert mich wenig, — meine Pläne sind gemacht! —“ und zu einem halb neckenden, halb trotzigen Tone übergehend, fügte er hinzu: „Übrigens will ich herzlich gern eine Universität besuchen, es mag da recht lustig zu leben sein! — Ich werde mit Mama sprechen.“

Ida fühlte sich verletzt; der plötzlich so ausgelassene, trotzige Ton Arthur's mißfiel ihr; sie sprach deshalb nicht mehr und schritt schweigend neben ihm her dem Schlosse zu. — Da trat ihnen plötzlich, aus einem Seitengange kommend, Graf Waldburg entgegen.

Sogleich begann der Neuangekommene ein Gespräch mit seiner Schwester, und der junge Hartlinger eilte fort, warf sich auf die Bank, wo er eben noch mit Ida gesessen hatte, bedeckte mit beiden Händen seine Augen und weinte.

„Du warst mit Arthur hier?“ fragte Waldburg, „die alberne Puppe unserer Tante wird mir mit jedem Tage unerträglicher.“

Ida widersprach ihrem Bruder nicht, der sich in diesem Tone noch weiter über Arthur aussprach; sie wußte, daß Widerspruch ihn nur noch mehr erbittert hätte. —

Arthur saß indessen weinend auf der Birkenbank, sein Herz war zum Zerspringen voll. Zum erstenmale war er sich bewußt, daß er hier nur ein Fremder sei, daß diese Gärten, Felder und Wälder nicht sein gehörten; ja binnen Kurzem müßte er vielleicht dieses Schloß, wo er jetzt als Herr gebot, als Bettler verlassen.

Vergebens suchte er dem Strome heißer Thränen zu wehren, der unaufhaltsam aus seinen Augen floß; die verworrensten Pläne durchkreuzten sein Gehirn: bald wollte er sein Pferd satteln lassen und in die weite Welt reiten, bald wollte er sich das Leben nehmen; dann beschloß er, in fremde Kriegsdienste zu treten, sich den Tod zu holen oder als sieggekrönter Held zurückzukehren. —

Aus diesem Sinnen wurde er durch Stimmen erweckt; es war Graf Waldburg und seine Schwester, die sich, laut sprechend, nahten.

Mit rothgeweinten Augen konnte sich Arthur nicht vor ihnen sehen lassen, er suchte ein Versteck; — hinter dem künstlich angebrachten Felsen, welcher die Bank umgab und mit Farrenkraut, Birken und Gesträuch aller Art bewachsen war, fand er eines. Hier legte er sich in's Gras und lauschte auf den Augenblick, daß ihre Schritte verklingen würden, und hier vernahm er einen Theil ihres Gesprächs. „Ein Taugenichts wird er!" sagte Waldburg, „ein Mensch, dessen niedere Herkunft man in jeder Miene lies't! — Hielte mich nicht die Achtung für meine Tante zurück, ich hätte ihn schon längst von meinem Reitknechte aus dem Hause werfen lassen."

„Aber, lieber Bruder, die Tante kann nicht ohne ihren Pflegesohn leben; wenn er ihr entrissen würde, könnte sie wieder in eine Geisteskrankheit verfallen."

„Eben deshalb mag sie ihr Spielwerk behalten, so lange sie lebt; ist sie aber todt, muß der Bengel gleich aus dem Hause!.... — Was meinst Du,

Ida, sollte man dort einen Springbrunnen anbringen, oder...."

Sie waren nun so weit entfernt, daß Arthur nichts mehr verstehen konnte; hatte er doch auch schon genug vernommen. „Ein Spielwerk? — Ja, er war ein Spielwerk, das man der Geisteskranken gegeben hatte, das aber untauglich wurde, sobald sie es nicht mehr zu ihrer Aufheiterung bedurfte! —" Dieser demüthigende Gedanke drückte ihn nieder; er fühlte sich so klein, so erbärmlich, ihm war es, als müsse er sich verbergen, als müßten die Menschen mit Fingern auf ihn zeigen.... — Plötzlich überfiel ihn eine Wuth, eine Raserei; er ballte die Faust, er wollte Waldburg nach, ihn zerreißen, mit Füßen treten. —

Einige Schritte stürzte er vorwärts; da erfaßte ihn wieder die Scham, ein Gefühl der Ohnmacht, eine unendliche Schwäche hemmte seinen Schritt, er suchte sein Versteck wieder auf, warf sich zu Boden und blieb dort in dumpfer Apathie liegen. —

Suchen und Finden.

Der Thee sollte genossen werden, alle Bewohner des Schlosses, die zur Gesellschaft der Gräfin gehörten, waren versammelt, nur Arthur fehlte.

Die Gräfin wurde unruhig; Diener wurden ausgeschickt, ihn zu suchen, und kamen ohne ihn zurück.

Als es acht Uhr schlug, wurde auch Obrist von Thalheim unruhig. — Arthur hatte ihm gesagt, daß er Etwas vorhabe ....; die Pflegemutter wußte nicht, weshalb er ausblieb.... „Es wird ihm doch wohl kein Unglück zugestoßen sein!....“ sagte er leise zu Ida und ging in den Garten, laut Arthur's Namen rufend; doch vergebens, er erhielt keine Antwort.

Es wurde immer finsterer; ein leiser Regen fing an zu träufeln, verstärkte sich nach und nach und wurde zum Landregen; die Gräfin bemerkte es und rang die Hände.

Der Obrist war wiedergekehrt; unruhig schritt

er im Zimmer auf und nieder. Ida saß bleich und mit innerer Aufregung kämpfend neben ihrem Gatten, der sich mit Waldburg in ein leises Gespräch vertieft hatte. Beide Herren achteten nicht sehr auf die Unruhe der Gräfin, die endlich, in Verzweiflung gerathend, ausrief: „Lieber, guter Vetter, bester Obrist, lassen Sie uns gehen, — ich selbst will mein Kind suchen helfen!"

Ida sprang erschreckt auf; auch die beiden Herren verließen ihre Sitze und traten der Gräfin näher.

„Beste Tante! bei Nacht und bei solchem Wetter!" bat Ida.

„Gleichviel! und wenn die Welt zu Grunde ginge, mein Kind, meinen Arthur muß ich wieder haben!" rief leidenschaftlich die Gräfin.

„Lassen Sie mich noch einmal nachsehen!" rief der Obrist. „Todt oder lebendig! — ich bringe Ihnen den Jungen!" —

„Todt! — mein Arthur todt!" schrie die trostlose Pflegemutter gellend auf und ihre Augen fingen wild zu rollen an, während ihre Mundwinkel zuckten, als ob sie lachen wolle; dann aber zog der

Mund sich schmerzlich herab und sie stand da, ein Bild des tiefsten, grauenvollsten Schmerzes.

Ida schlang ihre Arme um ihren Nacken. „Tantchen, liebes Tantchen!“ bat sie zärtlich.

Der Obrist eilte indessen nach Arthur's Zimmer; vor der Thüre desselben lag regungslos Sultan; der Obrist pfiff ihm; das treue Thier regte sich nicht; da nahm er eine Leine, zog sie durch Sultan's Halsband und führte den Widerstrebenden mit sich fort.

Im Schloßhofe machte er ihn los. „Such', Sultan!“ rief er, und der Hund begann, die Spur seines Herrn zu suchen.

Arthur lag noch immer starr und stumm auf dem Boden im feuchten Grase; er bemerkte es nicht, wie nach und nach der Regen durch seine Kleider drang, wie Fieberfrost ihn schüttelte und doch glühende Hitze in seinen Adern brannte. — Da rauschte es plötzlich in den Zweigen, ein warmer, zottiger Kopf drängte sich liebkosend und winselnd an seine bleiche Wange, und plötzlich in ein lautes, freudiges Jauchzen ausbrechend, leckte Sultan die heiße Stirn und Hand seines Herrn. — Wenige Minuten

darauf kam der Obrist, in der Hand eine kleine Laterne.

„Was zum Teufel! Junge, bist Du toll!“ und der alte Herr kniete neben Arthur nieder; „Du bist ja naß wie eine Wasserratte! — Wie kommst Du denn hierher?“ und ihn aufrichtend, hing er ihm seinen eigenen Mantel um. „Nun komm', komm'! die Mama ist außer sich!“

„Ach, lassen Sie mich sterben!“ sagte Arthur mit matter Stimme.

„Dummes Zeug! Vom Sterben ist hier gar nicht die Rede! — In's Bett sollst Du und ein Glas Grog trinken, damit Du wieder warm wirst!“ Er zog ihn mit sich fort, brachte ihn auf sein Zimmer, und nun erst, als er ihm einige Gläser starken Grog eingenöthigt hatte, rief er die Gräfin herbei, indem er ihr sagte: „Nun mögen Sie ihm Thee geben und Ihre Hausmittelchen anwenden; Arthur ist fieberkrank, es hat aber nichts zu sagen, und in keinem Falle werden ihm Ihre Mittel etwas schaden.“

Außer sich, wollte die Gräfin das Krankenzimmer ihres Pflegesohns nicht verlassen; doch Ida's Bitten gelang es endlich, sie zur Ruhe zu bewegen,

zumal da der Obrist versprach, die Nacht bei seinem Liebling zu wachen und sie sogleich zu rufen, wenn Arthur ihrer Pflege oder ihrer Mittel bedürfe.

Die Gräfin ging, und der Obrist setzte sich in einen großen Lehnstuhl, woselbst er sehr bald entschlummerte, und trotz dem, daß Arthur in Fieberphantasieen lag, auch die ganze Nacht hindurch ruhig fortschlief.

Erst gegen Morgen verfiel der Kranke in einen unruhigen Schlaf, und als bei Tagesanbruch Gräfin Waldburg leise hereingeschlichen kam, fand sie Beide schlafend, kniete an Arthur's Bett nieder und schickte ein heißes Gebet zum Himmel für ihres Lieblings Wiederherstellung.

Arthur's Bitte.

Mit großer Verwunderung bemerkte der Obrist, als er endlich aufwachte, daß seine Heilmethode durch Grog dem jungen Hartlinger ebensowenig zugesagt hatte, als die Mittel der Pflegemutter, und

daß Arthur ernstlich krank sei; er meinte daher selbst, es sei gut, nach einem Arzte zu schicken, worin Ida ihn bestärkte.

Die Gräfin gebot sogleich einem Diener, nach der Stadt zu fahren und den Arzt herbeizuschaffen; der Obrist aber ging in den Stall, sattelte sich selbst ein Pferd und jagte auf einem näheren Wege voran, um den Arzt, noch ehe der Wagen in der Stadt ankäme, von Arthur's Zustand zu benachrichtigen. Der arme Arthur erkrankte ernstlich; der Arzt war nicht ohne Besorgnisse; allein die gute Pflege und seine kräftige Natur halfen ihm die Krankheit besiegen.

Einmal auf dem Wege der Besserung, erholte er sich schnell. So lange Arthur in Lebensgefahr schwebte, hatte Ida die Tante nicht verlassen, und war, da ihr Gatte mit Waldburg schon den Tag nach Arthur's Erkrankung abgereis't war, allein zurückgeblieben, redlich die Sorge und Mühe um den Kranken mit der Pflegemutter theilend. Jetzt aber, da der Patient sich zu erholen anfing, nahm auch sie von der Gräfin Abschied; Thalheim allein, der

nirgends ein angenehmeres Leben führen konnte, als er auf Schloß Waldburg führte, blieb bei seiner Cousine zurück, um, wie er sagte, ihr bei der Pflege und Unterhaltung ihres Lieblings beizustehen.

Eine merkwürdige Veränderung war mit dem jungen Hartlinger vorgegangen; sein kecker Übermuth war einem ernsten, finstern Nachdenken gewichen, und oft hob ein tiefer Seufzer seine Brust.

„Der Junge muß zerstreut werden!" meinte der Obrist, und die Gräfin fürchtete ein schleichendes Fieber.

Gegen die Diener des Hauses benahm sich Arthur auch ganz anders, als früher; sein heftiges, herrisches Betragen war zur ängstlichen Scheu geworden, und jedes vertraute Gespräch mit ihnen schien er ängstlich zu vermeiden.

Seine Pflegemutter aber vermied er noch auffallender, was diese, es mit heftigem Schmerze bemerkend, nur noch ängstlicher um seine Gesundheit machte, so daß sie sich deshalb nur um so besorgter in seine Nähe drängte.

Eines Tages bat er den Obristen um eine ge-

heime Unterredung (denn die Gräfin hatte Beide in letzter Zeit fast nie allein beisammengelassen); der Obrist beschied Arthur eine Stunde später auf sein Zimmer und bemühte sich alsdann, die aufgeregte Frau zu beruhigen, welche irgend etwas Besonderes vermuthete.

Länger als eine Stunde blieben Beide zusammen; dann kehrte Arthur allein zur Gräfin zurück. „Endlich, endlich!“ rief ihm diese entgegen, „wo warst Du so lange? was hattest Du mit Thalheim zu sprechen, das ich nicht hören sollte?“

„Frau Gräfin!“ begann Arthur, aber die Gräfin ließ ihn nicht weiter sprechen; einen lauten Schrei ausstoßend, rief sie: „Mein Sohn, — welche Sprache! —“

Da brach Arthur in einen Strom von Thränen aus, er küßte die Hände seiner Pflegemutter und schluchzte: „Ach, ich bin so unglücklich, so elend! — gewiß, ich bin nicht undankbar, ich erkenne, was Sie für mich gethan haben, — aber — ich kann nicht länger zögern, — ich darf meine Bitte nicht länger verschweigen!“

„Eine Bitte?.... welche, mein Arthur?"

„Ich kann nicht, Mutter! der Obrist soll Ihnen Alles sagen!" — und Arthur eilte fort.

Der Obrist wurde, auf Befehl der Gräfin, sogleich herbeigerufen. Etwas befangen erschien er; man sah es ihm an, daß er eine Scene voraussah, die er fürchtete; auch zeigte er sich durchaus nicht als gewandter Diplomat, denn mit der Thüre in's Haus fallend, rief er: „Der Junge will Student werden!" —

Schon aufgeregt durch die bange Erwartung dessen, was sie erfahren sollte, erschrak die Gräfin bei dieser Eröffnung so heftig, daß sie zurücksinkend, einer Ohnmacht nahe, stammelte: „Student! — Student! — nimmermehr!"

Der Obrist hielt ihr eine Flasche Eau de Cologne unter die Nase und rief: „Überlegen Sie sich das, Cousine, der Junge hat so Unrecht nicht!"

Die Gräfin schüttelte heftig mit dem Kopfe und schlug dabei dem Obristen die Flasche aus der Hand. „Das sind Ihre Lehren, Thalheim!" rief sie, „aber ich gebe meine Einwilligung nicht! — Arthur Student

werden, ich meinen Arthur eine solche Ewigkeit von mir lassen! — Sagen Sie dem Kinde, er möge sich wünschen was er wolle — sagen Sie ihm, daß ich ihm Alles, Alles gewähre, was er verlangt, nur verlassen dürfe er mich nicht, — nie, — niemals!“ und sie brach in Thränen aus.

Eine Weile lang sah der Obrist ihr ruhig zu, dann warf er verdrießlich seinen Hut, den er bis jetzt zwischen den Fingern gedreht hatte, auf die Erde, stand auf, lief raschen Schrittes im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor der Gräfin stehen und sagte: „Arthur hat sein ganzes Herz, hören Sie, sein ganzes Herz an die Erreichung dieses Wunsches gehängt; — wollen Sie ihm diese Bitte wirklich abschlagen?“

„Ich kann es nicht gewähren!“ schluchzte die Gräfin.

„Und warum nicht?“ rief der Obrist, — „warum nicht! — aus kindischem Eigensinn!“

„Obrist Thalheim!“ rief die Gräfin.

„Nun ja doch, ja doch!“ besänftigte der Obrist, lief wieder auf und nieder und rief dann: „Ich

kann es ihm nicht sagen, daß Sie — daß Sie nicht wollen; — sagen Sie es ihm selbst!" — und seinen Hut aufraffend, stürmte er zur Thüre hinaus, die Treppe hinab in's Freie.

Arthur hatte während dieser Zeit mit klopfendem Herzen der Rückkehr seines Abgesandten geharrt; doch als er nach einer Stunde Verlauf nicht wiedergekehrt war, hatte er keine Ruhe mehr und schlich sich leise bis an die Thüre zu seiner Pflegemutter Cabinet; er hörte ihr Schluchzen und trat ein.

„Arthur! — mein Arthur!" rief sie, ihm ihre Arme entgegenstreckend.

Arthur näherte sich ihr schnell. „Der Obrist hat Ihnen gesagt....", rief er.

„Arthur, grausames Kind! wie hast Du mich geängstigt, — ach, was habe ich um Deinetwillen gelitten —!" rief sie schmerzlich und leidenschaftlich.

„O, meine theure Mutter!" erwiderte Arthur, „hätte ich gewagt, — aber ich fürchtete...."

„O, denken wir nicht mehr daran, sprechen wir nicht mehr davon, mein theurer, lieber Sohn!" erwiderte sie zärtlich.

Arthur stutzte. „Nicht mehr daran denken? — nicht mehr davon sprechen? — Beste Mutter, sollten Sie wirklich....?“

„Arthur! — Dich von mir lassen? — nimmermehr! — Ich will Dir Lehrer aus der Stadt kommen lassen, so viel Bücher, als Du haben willst, — aber fort, — Student werden, — eine Universität beziehen, — nimmermehr!“ —

„Theure Mutter!“ bat Arthur.

„Nimmermehr!“ rief mit krankhafter Erregung die Gräfin.

„Und ich muß fort von hier, Frau Gräfin!“ rief Arthur, sich erhitzend, — „ich muß fort so oder so, — meine Lage hier ist mir unerträglich! — ja unerträglich!“ wiederholte er noch einmal, als er sah, wie seine Pflegemutter ihn staunend, fragend anblickte. „Ich kann, ich darf dies Leben nicht länger führen!“ fuhr er aufgeregt fort, „mein Ehrgefühl ist erwacht; ich bin zu etwas Besserem berufen, als....“ Ein Blick auf die Pflegemutter machte ihn plötzlich verstummen. „Mutter! —“ rief er. Die Gräfin aber winkte ihm mit der Hand,

daß er das Zimmer verlassen sollte. Arthur wollte ihre Hand ergreifen; sie entzog sie ihm; da erwachte sein Trotz, die Oberlippe aufwerfend und eine stolze Haltung annehmend, schritt er der Thüre zu, — aber ein Schrei der Verzweiflung rief ihn zurück.

„Arthur! mein Arthur! mein geliebter, theurer Sohn!“ rief die Gräfin und warf sich leidenschaftlich in seine Arme; „Du gehst, — Du willst mich verlassen! — O Arthur! — mein Arthur! —“

„Ich verlasse Sie nicht!“ erwiderte der junge Hartlinger, „wenigstens nicht ohne Ihre Erlaubniß, aber diese Erlaubniß müssen Sie mir geben, sind Sie mir schuldig, — sollten Sie aber dennoch mir Ihre Einwilligung verweigern, sollten Sie mich zwingen, in dieser unwürdigen Lage zu verbleiben, — so schwöre ich, — weder mit Ihnen, noch in Ihrer Gegenwart je wieder ein Wort zu sprechen! — Mein Hiersein soll Ihnen keine Freude, keine Unterhaltung gewähren, im Gegentheil nur eine Last, eine Plage sein! — Und nun mein letztes Wort, meine letzte Bitte: Gräfin Waldburg, gestatten Sie mir, eine Universität zu beziehen!“ —

„Arthur! — Arthur! — ich kann nicht, — nein, — nein, ich kann nicht! —“ Sie reichte ihm die Hand hin, er aber verneigte sich stumm und verließ, ihren Ruf nicht ferner beachtend, das Gemach.

Gewährung.

Und mit fast unglaublicher Consequenz hielt Arthur, was er der Gräfin drohend gelobt hatte: was sie auch fragte, die zärtlichsten Vorwürfe, die liebevollsten Worte, wie ihre mit Thränen gemischten Bitten blieben ohne Erwiderung. — Die Gräfin schien zu vergehen in Schmerz, und Arthur's Wangen wurden täglich bleicher; der Obrist sprach von seiner baldigen Abreise, denn: „das hält der Teufel nicht aus!“ hatte er gesagt, — blieb aber doch einen Tag nach dem andern. — Endlich, endlich nach einer stürmischen Scene zwischen Thalheim und der Gräfin gab Letztere nach. — Vier lange Wochen hatten sich auf diese feindliche Weise Pflegesohn und Pflegemutter gegenüber gestanden, und nun — nun,

da sie ihre Einwilligung unter heißen Thränen gegeben hatte, — sprach Arthur auch schon von seiner baldigen Abreise; — sie weinte still, wagte aber kein Wort dagegen zu äußern, aus Furcht, den fürchterlichen Zustand, der sich so eben erst durch ihre Einwilligung gehoben hatte, wieder herbeizuführen.

Als der Tag der Abreise gekommen war, begleitete sie ihn eine Strecke und entließ ihn dann mit tausend Segenswünschen.

Eine Jugendfreundin.

Von der Universität aus schrieb Arthur fleißig an die Mama, die jeden Brief von ihm mit Jubel empfing und dann gleich wieder die Tage zählte, wo ein zweiter kommen werde.

Endlich sollte Arthur wiederkehren, um die Ferien bei der Gräfin zuzubringen; nach drei Monaten sollte sie ihn wiedersehen, ihren Arthur, nach dem sie sich Tag und Nacht gesehnt hatte.

Ein Brief des jungen Studenten nannte ihr den Tag seiner Ankunft und sprach sie zu gleicher Zeit um Reisegeld an. — Endlich, — endlich brach der Tag des Wiedersehens an; sie hatte keine Ruhe, keine Rast; wohl hundertmal blickte sie nach der Uhr und eilte dann aus dem Zimmer oder an das Fenster, vor die Thüre, auf den Hof und wieder zurück, bis ihr scharfes Ohr das Rollen seines Wagens vernahm; da sank sie erschöpft in die Kissen ihres Divans. — Näher und näher schallte sein rascher Schritt; die Gräfin hielt sich zitternd die Augen zu, ihr Herz schlug heftig, während eine nervöse Schwäche ihre Glieder paralysirte. — Aber als die Spannung sich legte, als sie ihn wieder, wie sonst, an ihrer Seite sah, in sein dunkles Auge blickte, da schien sie neu belebt und erstarkt.

Arthur hatte sich in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit bedeutend verändert. Sein Gesicht war ausdrucksvoller geworden, sein Blick fester, und über der Oberlippe sproßte ein zierliches Bärtchen. Auf dem Kopfe trug er eine buntgeränderte Mütze, welche — mit großer Verwunderung bemerkte es

die Pflegemutter, — zwei- oder dreimal mit einem Messer durchstochen schien. Auch sein Betragen war von dem früheren verschieden: er sprach lauter, trat fester auf, kurz, er war nicht mehr so, wie Gräfin Waldburg ihn gewohnt war zu sehen; sie äußerte ihr Mißfallen gegen Obrist Thalheim, der sie tröstete, indem er meinte: „Jugend hat keine Tugend! Arthur muß austoben, dann erst wird er ein vollkommener Gentleman! —"

Acht Tage waren seit Arthur's Ankunft vergangen, da erhielt die Gräfin einen Brief von einer Frau von Trautberg, die sich ihre Jugendfreundin nannte, und beklagte, daß es nun schon zwanzig Jahre sei, daß sie sich nicht gesehen hätten. —

Frau von Trautberg bewohnte nämlich ein kleines Gut, nahe bei der Universitätsstadt, wo sich Arthur aufhielt, und wo auch ihr Sohn seine Studien machte. „Mein Sohn ist Arthur's bester Freund, liebe Constanze!" so schrieb sie, „und durch ihn bin ich auch mit Deinem liebenswürdigen Pflegesohn bekannt geworden, dessen Erzählungen von Dir die nie ganz erloschene Sehnsucht, Dich, meine theure

Jugendfreundin, wiederzusehen, von Neuem erweckte; und so faßte ich denn den Entschluß, Dir zu schreiben, um.... (damit ich mich kurz fasse) Dich um Erlaubniß zu bitten, Dich besuchen zu dürfen. Wenn es Dir recht ist, finde ich mich Ende dieser Woche mit meiner Tochter Clara auf Deinem reizenden Schlosse Waldburg ein u. s. w."

Der Gräfin war dieser Besuch unwillkommen; sie sah nicht gern fremde, ihr unbekannte Menschen um sich, und die Jugendfreundin war ihr fremd. — Sie wußte sich kaum zu erinnern, jemals so nah befreundet mit ihr gewesen zu sein, als sich Frau von Trautberg den Anschein gab, — allein....? Mit einem Seufzer sagte sie zu Thalheim: „Wer weiß, — ich kann ja Vieles vergessen haben in jener trüben, trüben Zeit!"

Als sie Arthur den Brief ihrer Jugendfreundin mittheilte, flog eine leichte Röthe über sein Gesicht. „Frau von Trautberg hat sehr viel Güte für mich gehabt; ich bin oft mit Heinrich, ihrem Sohn, hinausgefahren und wurde stets sehr freundlich von ihr empfangen...."

„So müssen Sie Gleiches mit Gleichem vergelten!“ sagte der Obrist; „Cousine, Sie müssen auch den Sohn einladen, damit unser Arthur auch eine Gesellschaft seines Alters habe; — ich räume für diese Zeit das Feld und reise nach Berlin, komme aber, wenn Sie erlauben, in kurzer Zeit zurück.“

Die Gräfin fügte sich, schrieb eine freundliche Einladung an Frau von Trautberg und versprach, ihr einige Stunden Weges den Wagen entgegenzuschicken.

Ankunft der Familie Trautberg.

Es war Mittag, ein heißer September-Mittag, als die Erwarteten mit Arthur, der es sich nicht hatte nehmen lassen, ihnen einige Stunden entgegenzufahren, eintrafen.

Zärtlich umarmte Frau von Trautberg „ihre Constanze“, die sie sogleich an die selige Vergangenheit erinnerte. Die Gräfin wußte nicht viel zu antworten, besann sich überhaupt nur dunkel darauf,

eine Marie Mailau, jetzt Marie von Trautberg, in ihrer Jugend einigemale gesehen zu haben, allein sie dachte wieder: „Ich war ja krank, — mein Gedächtniß wird gelitten haben.“

Clara war ein hübsches, zartes Mädchen, das Ebenbild der noch immer schönen Mutter, das vorzüglich durch ein feines, gefälliges Wesen zu gleicher Zeit anzog und imponirte.

Heinrich dagegen mißfiel der Gräfin beim ersten Blick; sie glaubte, nie etwas Ungeschickteres gesehen zu haben, als sein Benehmen es war. Die großen, treuherzigen, blauen Augen, die kleine, rothe Nase, deren Gluth nur durch die von Gesundheit strotzenden Wangen gemildert wurde, das laute Lachen, das er schon bei der ersten Begrüßung, seine Befangenheit dadurch verrathend, ausstieß, erweckten schon in den ersten Augenblicken ein Vorurtheil gegen ihn, was dadurch nicht gehoben wurde, als Heinrich bei Tische das Glas beim Einschenken umwarf, ihr die Bratensauce auf das Kleid schüttete, und beim Aufstehen vom Tische noch die Garnirung desselben abtrat.

Zwei Tage waren Trautbergs auf Schloß Waldburg, und in demselben Maße, wie der Bruder in Gräfin Constanzens Augen verlor, stieg die Schwester von Stunde zu Stunde in ihrer Gunst. Clara bemühte sich aber auch sehr, es der kränklichen, nervenschwachen Frau behaglich zu machen und Alles an den Augen abzusehen. Clara sprach leise, sie flüsterte nur in der Gräfin Gegenwart; ihr Gang war leicht und schwebend, man hörte es kaum, wenn sie durch's Zimmer schritt. Alles dies that der durch Geräusch leicht und empfindlich verletzten und erregten Frau unbeschreiblich wohl, und öfter und öfter, ja immer liebevoller ruhten ihre Augen auf dem jungen Mädchen. Sie ließ sich gern von ihr bedienen, was Clara mit der größten Freude zu thun schien, und das, ohne sie mit Fragen zu belästigen.

Nach Tische wurde gewöhnlich eine kleine Spatzierfahrt unternommen, wo sich Arthur als gewandter Rosselenker zeigte. Eines Tages aber, da der Herbstnachmittag noch warm und schön war, wurde eine Promenade in den Garten gemacht; Clara bot der

Gräfin ihren Arm als Stütze an; Frau von Trautberg schritt neben ihrer Jugendfreundin her und konnte nicht Worte genug finden, um die geschmackvollen Einrichtungen zu preisen, welche der Garten zeigte; dann wußte sie nach und nach das Gespräch auf des Pflegesohns unübertrefflich gute Eigenschaften zu lenken, lobte seine Erziehung und besonders seinen feinen Anstand, durch welchen er sich so vortheilhaft vor anderen jungen Leuten auszeichne. — Sie blickte dabei leicht seufzend und mißfällig auf ihren eigenen Sohn, der, auf seines Freundes Arm sich stützend, fröhlich und unbefangen plaudernd, vor ihnen herschlenderte. — Die Damen blieben unwillkürlich hinter Arthur und seinem Freunde zurück, und nun begann Frau von Trautberg, Arthur's Geist zu loben und schloß ihre Rede mit der Frage: ob die Gräfin ihren Schützling nicht zur Diplomatie bestimme? —

„Arthur?" fragte die Gräfin; „ich habe wirklich noch gar nicht daran gedacht! — Aber er kann Diplomat auch nicht werden," fügte sie schnell hinzu, „weil er von bürgerlicher Herkunft ist." —

„O, liebe Constanze! in unseren Zeiten ist dies kein Hinderniß mehr, — im Gegentheil! — sollte es aber störend sein, so gebe es Mittel, diesem Übelstande abzuhelfen!.... Wer hindert Dich überhaupt daran, Deinen Pflegesohn förmlich zu adoptiren? —"

Die Gräfin stutzte; ihr war dies noch nie in den Sinn gekommen. „Das würde sich wohl kaum thun lassen," meinte sie zögernd.

„Und weshalb nicht? — darfst Du Arthur auch nicht den Namen Waldburg geben, so ließe sich doch ein Freiherrntitel für ihn erkaufen."

Die Gräfin wurde nachdenkend.

„Wer kann Dich daran hindern?" fuhr Frau von Trautberg fort, „das Vermögen kommt von Dir, nahe Verwandte hast Du nicht, ausgenommen die Bruderskinder Deines seligen Mannes; das Stammschloß der Grafen Waldburg wurde aus Noth von Deinem Schwager verkauft, Dein Vater erstand es, Dir fiel es rechtmäßig zu; — daß Du den jüngeren Grafen Waldburg geheirathet hast, giebt den Kindern des älteren Grafen kein Recht, Ansprüche auf ihr, jetzt Dir gehöriges Stammschloß zu

machen! — Kinder hast Du nicht, und Arthur wird....“

„Sprich nicht weiter!“ rief die Gräfin aufgeregt, „es pocht bereits in meinen Schläfen, meine Brust ist beengt, — glaube mir, Marie, es überläuft mich immer kalt, wenn ich daran denke, eine Bestimmung für den Fall meines Todes zu treffen...; auch bin ich gesund, — noch jung, kaum dreiundvierzig Jahre alt, es ist ja mit keinem Gedanken an meinen Tod zu denken....; ich bin kräftig und gut zu Fuß!....“ Bei diesen Worten ließ sie Clara's Arm los und schritt schneller vorwärts.

„Liebe Constanze, wer zweifelt daran?“ begann Frau von Trautberg von Neuem, „allein es bleibt doch immer weise....“, und da sie sah, wie sich plötzlich der Gräfin Gesicht verzog und ihre Hautfarbe eine gelbliche Blässe annahm, unterbrach sie sich und setzte schnell hinzu: „So laß uns ein freundlicheres Bild wählen, Constanze, Du kannst Dich zum zweiten Male verheirathen! —“

„Ich?“ rief die Gräfin, „ich?.... wo denkst Du hin!“

„Ei, ei; man spricht viel von einem gewissen Obristen!....“

„Mein Vetter Thalheim? — nein, davor kann man ruhig sein....!“ erwiderte die Gräfin und fuhr dann fort: „Dort kommen unsere Söhne zu uns zurück! — Laßt uns zusammen den Rückweg antreten!“ —

Die Gräfin ergriff wieder Clara's Arm, und indem sie über Müdigkeit zu klagen begann, stützte sie sich schwerer und schwerer auf den Arm des jungen Mädchens.

Mit einem Male fuhr sie sich mit der Hand nach der Stirne, klagte über Schwindel, wurde noch bleicher als vorher und mußte sich niedersetzen.

Arthur faßte sie besorgt in seine Arme und Clara rieb ihr die Hände, welche kalt und steif waren; Frau von Trautberg zog ein Riechfläschchen hervor und hielt es der Gräfin unter die Nase; doch konnten sie die Ohnmacht nicht verhindern, in welche die Gräfin versank.

Arthur war außer sich; Clara bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche; Frau von Trautberg suchte

zu trösten und gebot ihrem Sohne, der ganz blaß geworden war, einige Diener zur Hülfe herbeizuholen, damit die leblose Frau in's Schloß getragen werde.

Es war jedoch nicht nöthig; die Kranke kam bald wieder zum Bewußtsein und vermochte nach kurzer Ruhe, auf Arthur's und Clara's Arme gestützt, dem Schlosse langsam zuzuschreiten.

Der Pflegesohn war während des ganzen Abends voller Aufmerksamkeit und liebender Sorgfalt für seine Mutter, wollte selbst nach der Stadt reiten, um einen Arzt herbeizuholen, und ließ nicht ab, da sein Anerbieten abgelehnt wurde, die Gräfin mit Fragen zu bestürmen: wie sie sich befinde? und ob sie auch wirklich ganz hergestellt sei?

Frau von Trautberg verfehlte nicht, der Gräfin die Sorge des jungen Hartlinger recht bemerkbar zu machen, und innig gerührt durch die Beweise seiner kindlichen Liebe, reichte die Gräfin ihrem Arthur oft zärtlich die Hand und sagte ihm, als sie einen Augenblick allein waren: „Ja, mein Sohn, es ist meine Pflicht, Dich in alle die Rechte einzusetzen, die mein Herz Dir längst eingeräumt hat! —“

Erstaunt blickte Arthur seine Pflegemutter an; dann küßte er ihr schweigend die Hand, — aber sein Auge leuchtete heller in der freudigsten Aufregung.

„Ja, mein Sohn! Du sollst mein einziger, alleiniger Erbe werden!" fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, und eine unwillkürlich stürmische Freude hob Arthur's Brust; — er erblaßte, zitterte. Die Gräfin bemerkte es, glaubte, daß die Anspielung auf ihren Tod diese Aufregung verursache, und fügte, ihn zärtlich anblickend, beruhigend und gütig hinzu: „Nun, nun, ängstige Dich nicht, mein Kind, eine Ohnmacht ist noch kein Vorbote nahen Todes, und so lange ich lebe, kannst Du es ja nicht besser haben, als Du es hast. Wenn Du es aber wünschest, so will ich Mariens Willen erfüllen, Dich in den Adelstand erheben lassen."

Arthur war überrascht; sein Stolz erwachte und kämpfte mit seinem Hochmuth, der ihn ein Freiherrndiplom als einen großen Vorzug betrachten ließ. — Schon wollte er seiner Pflegemutter die Versicherung geben, daß er stolz auf seine bürgerliche Abkunft

sei und daß er eines erkauften Adels nicht bedürfe, als ihm einfiel, daß Frau von Trautberg es sei, welche der Gräfin diesen Gedanken eingegeben hatte; — er schwankte, dachte einige Augenblicke nach und fand plötzlich, daß der Adel zu seinem Glücke nöthig sei. — Er sprach es gegen die Gräfin aus, und sie versprach dagegen, mit dem Obristen über diese Angelegenheit zu sprechen.

Noch an demselben Tage erfuhr es Heinrich von seinem Freunde, und Tags darauf von diesem seine schlaue Mutter.

Mutter und Tochter.

Am Abend des folgenden Tages saßen Clara und ihre Mutter im eifrigen Gespräche beisammen. „Arthur wird geadelt werden!“ so sagte Frau von Trautberg; „von dieser Seite wäre also kein Hinderniß mehr vorhanden; ehe wir aber weiter in dieser Sache gehen, muß ich durchaus die Gräfin zu einem Testamente bereden. Feststehen muß erst

Alles, was Arthur nach ihrem Tode zu erwarten hat."

„O, liebe Mutter! wenn Herr Hartlinger mich wirklich so liebt, als Du es glaubst, so bin ich darüber schon so froh, daß ich an nichts weiter denken mag!" erwiderte Clara.

„Nun, eben deshalb muß ich für Dich denken, mein Kind!" versicherte die Mutter und fuhr dann in wichtigem Tone fort: „Die Partie ist, wenn Alles nach Wunsch geht, einzig, und wir dürfen sie uns nicht entgehen lassen; zudem hat der Arzt, über Constanzens Zustand die Achseln zuckend, auf meine dringenden Fragen ausgesagt: Bedenklich sei er vor der Hand nicht, aber schwach sei sie allerdings und dürfe sich nicht viel zumuthen. Also müssen wir uns beeilen, sonst entgeht unserem Schützling am Ende doch noch die gute Erbschaft. — Dazu kommt noch, daß, wie ich heute mit Schrecken gehört habe, Frau von Richtern wieder im Anzuge ist, um ihre Tante zu besuchen, und — nun, wir kennen das! — um ihre Angelegenheiten zu ordnen. — Ist das Testament gemacht und seid Ihr verlobt,

so mag Arthur immerhin einige Jahre studiren; wir wollen ihn schon zu fesseln wissen, den jungen Schwärmer! — Morgen kommt auch Obrist von Thalheim; ich muß doch sehen, was das für ein Mann ist; wie Heinrich mir gesagt hat, war er von jeher Arthur's väterlicher Freund und Beschützer; meint er es wirklich ehrlich mit ihm, woran ich noch sehr zweifle, so wird er wohl zu unserem Plane die Hand bieten."

„Ach, liebste Mutter! wenn Hartlinger merken sollte, daß wir Absichten auf ihn haben und er mich doch nicht liebte; — wenn er glauben müßte, daß nur sein Vermögen es wäre, das uns bestimmt! —"

„Laß mich nur machen und plage Dich nicht mit solchen Grillen!" erwiderte die Mutter, „Du verstehst das nicht; wenn Alles geordnet ist, dann genieße die Früchte meiner Mühe. — Doch nun geh' zur Ruhe, es ist schon spät, und morgen ist ein wichtiger Tag. — Morgen oder nie! muß es entschieden werden; bin ich einmal fort, unterbleibt Alles; Constanze ist keines Entschlusses fähig und... aber Du hörst mich nicht! — nun geh' nur, — geh'!

morgen hoffe ich, sie noch dahin zu bringen, ihr Testament während unseres Hierseins zu machen, — doch: gute Nacht!"

Clara küßte der Mutter Hand und begab sich in das anstoßende Zimmer, welches für sie eingerichtet war. Sie war so aufgeregt; schlafen konnte sie nicht; sie öffnete ein Fenster und blickte hinaus. — Nicht lange, so hörte sie Schritte, und eine Gestalt wurde in dunkeln Umrissen bemerkbar.

„Fräulein Clara!" rief Arthur's Stimme, „sind Sie noch wach!"

Ehe Clara antwortete, schlich sie an die Thür von ihrer Mutter Schlafgemach, lauschte einen Augenblick, und als die langgehaltenen Athemzüge derselben ihr bewiesen, daß sie schlafe, schloß sie vorsichtig die Thüre, trat an's Fenster zurück, beugte sich hinaus und fragte verwundert: „Und Sie sind noch im Garten?"

„Es war mir zu heiß im Zimmer!" erwiderte Arthur, „ich sehnte mich nach freier Luft!" —

„So allein? Fürchten Sie sich denn nicht?" fragte Clara, sich umblickend.

„Ich? — weshalb?“ lachte Arthur, „vor Obstdieben vielleicht? — Sultan ist mit mir, und wir Zwei wollen schon mit sechs bis acht solcher Kerle fertig werden.“

Clara'n gefiel der Heldensinn ihres Freundes ungemein, zumal da sie vermuthete, daß die Promenade unter dem Fenster nur ihretwegen unternommen worden sei; sie vermochte nicht, das Fenster zu schließen und somit der Conversation ein Ende zu machen, im Gegentheil, sie fand eine Menge Sachen in ihrem Gedächtniß, die sie Arthur mittheilen mußte. Der vergangene Tag wurde noch einmal durchlebt und für den kommenden neue Freuden verabredet.

Mitternacht war vorüber, als sich Clara endlich entschloß, Abschied zu nehmen. „Auf morgen!“ rief er herauf, und Clara flüsterte verschämt: „Auf morgen!“

Dieses Zusammentreffen verschwieg, weshalb, wußte sie selbst nicht, Clara der Mutter, und auch Arthur erwähnte es gegen Niemand.

Der Obrist war angekommen, und Frau von

Trautberg wußte ihn durch fein angebrachte Schmeicheleien und ein rechtzeitiges Lachen über seine Späße für sich zu gewinnen; er suchte ihre Nähe, und Frau von Trautberg wußte es so einzurichten, daß sie oft, von den Übrigen ungehört, mit ihm sprechen konnte.

Die Gräfin beschäftigte sich diesen Tag besonders mit Heinrich, denn weder Clara noch Arthur hatten viel Aufmerksamkeit für sie; Beide waren nur miteinander beschäftigt.

„Kommen Sie heute Abend wieder an das Fenster?“ fragte Arthur leise, als sich die Damen zum Aufbruch rüsteten, und Clara neigte erröthend, mit einem scheuen Seitenblick auf ihre Mutter, den Kopf, indem sie flüsterte: „Es ist ja der letzte Abend!....“ und schnell folgte sie der forteilenden Mutter; schon an der Thüre aber blieb sie einen Augenblick stehen, wandte sich noch einmal um und wechselte mit Arthur einen Blick, der mehr als Worte sagte.

Auf ihrem Zimmer angekommen, konnte Frau von Trautberg nicht schnell genug für ihre eigene Ungeduld der Tochter Alles mittheilen, was sie

den Tag über ausgerichtet zu haben glaubte. „Der Obrist ist ein verständiger Mann," sagte sie, „er sieht es ein, daß für Arthur gesorgt werden muß, und hat mir versprochen, die Sache wegen des Adels zu betreiben, den ich doch gern für Arthur, oder vielmehr für Deinen künftigen Gatten erlangen will. Dich findet die Gräfin charmant, ja, ich bin überzeugt, sie thut Dir zu Liebe etwas ganz Besonderes für Arthur!.... Aber wo sind Deine Gedanken? — Du hörst nicht auf mich und blickst unverwandt nach Deinem Schlafzimmer! Bist Du so schläfrig?"

„Ja, liebe Mutter, ich bin sehr schläfrig! — Du solltest Dich auch niederlegen...."

„So geh' nur!" unterbrach Frau von Trautberg die Tochter, „aber Eines muß ich Dir noch sagen: — so, wie heute, mußt Du die Gräfin nicht wieder vernachlässigen! Herr Hartlinger bleibt Dir ja, Du wirst Dich noch oft genug mit ihm unterhalten, und zu Zwiegesprächen ist es später Zeit!"

Clara erglühte und blickte unwillkürlich nach ihrem Zimmer hin.

„Wie es Dich zur Ruhe zieht!" rief, es gewah-

rend, Frau von Trautberg; „nun, so geh' nur! und benimm Dich morgen beim Abschiede recht klug, laß der Gräfin merken, wie schwer Dir die Trennung von ihr wird. Gute Nacht, mein Kind!" —

Diesen Abend mußte Clara länger harren, als Tags vorher, denn wegen der Rückreise, die für den folgenden Morgen bestimmt war, hatte Frau von Trautberg noch so mancherlei einzupacken, zu besorgen und anzuordnen, daß es schon sehr spät war, als endlich vollkommene Ruhe im Nebenzimmer eintrat. Jetzt erst wagte Clara, das Fenster zu öffnen und ihrem Getreuen ein Zeichen zu geben. — Er ließ nicht lange warten, und Beide begrüßten sich so herzlich, als hätten sie sich den ganzen Tag über nicht gesprochen.

Die halbe Nacht hindurch währte das Gespräch der Liebenden, die sich endlich mit der frohen Gewißheit der gegenseitigen Liebe zögernd, und sich wohl zwanzigmal gute Nacht wünschend, trennten.

Als am folgenden Morgen Frau von Trautberg sich zur Abreise rüstete, kam die Jungfer der Gräfin

und bat sie, ihr zu ihrer Dame zu folgen, indem dieselbe das Bett hüten müsse.

Frau von Trautberg fragte erschreckt, was ihrer Freundin begegnet sei, erfuhr aber nur, daß die Gräfin in der Nacht heftig geklingelt habe und daß sie sich in sehr aufgeregter Stimmung befunden habe. Mit Heftigkeit hatte sie das Mädchen gefragt: ob sie sich in der letzten Zeit auffallend verändert habe? — ob sie bleich aussehe? ob sie abgemagert sei? und ob sie glaube, daß sie an einer abzehrenden Krankheit leide? —

Frau von Trautberg eilte sogleich zum Lager der Freundin, die sie sehr angegriffen und in einer besonders weichen Stimmung fand. „Der Obrist ist so hart, so rauh!“ klagte sie mit matter Stimme; „als Ihr, Du und Clara, gestern Abend auf Eure Zimmer gegangen waret, hat er mich so bedrängt mit der ewigen Mahnung, mein Testament zu machen, Arthur zu bedenken....; ich versprach ihm zuletzt, ich wollte morgen eines aufsetzen lassen, — und nun will er schon heute an meinen Advocaten schreiben, um diesen herzubitten; — doch, da ich nun unwohl

bin, so kann ich es mir nicht zumuthen....; mit dem Obristen will ich aber nicht wieder über diese Angelegenheit sprechen, — deshalb ließ ich Dich bitten, zu mir zu kommen; sage es ihm und auch, daß ich später gewiß diese Sache vornehmen würde, nur jetzt solle er mich in Ruhe lassen."

Frau von Trautberg versuchte einige leichte Einwendungen, mußte aber zuletzt dem festen Willen der Gräfin nachgeben. Sie nahm Abschied von der Jugendfreundin, und während sie Clara eine halbe Stunde lang bei dieser allein ließ, suchte sie den Obristen auf, legte diesem die Angelegenheit ihres Schützlings dringend an's Herz und reis'te dann mit ihren Kindern, unzufriedener als sie es gehofft hatte, nach ihrer Heimath zurück.

Geständniß.

Ein Jahr war vergangen; Arthur war fast täglich in dem Hause der Frau von Trautberg gewesen, welche bald nach ihrer Rückkunft von Schloß

Waldburg ihr Gut verpachtet hatte und in die Stadt gezogen war.

Clara war so gut als mit Arthur verlobt, und Niemand zweifelte daran, trotzdem, daß Frau von Trautberg es beständig leugnete. Einige wollten sogar gehört haben, daß die jungen Leute sich, wenn sie sich unbelauscht glaubten, mit dem traulichen „Du" anredeten.

Die Gräfin überhäufte ihren Liebling mit Geschenken an Geld und werthvollen Gegenständen; alle Schulden, die er machte, wurden ohne Murren für ihn bezahlt, jeder Wunsch ihm gewährt; auch Frau von Trautberg und ihre Tochter wurden von der freigebigen Frau reich bedacht; von einem Testamente war aber keine Rede mehr.

Clara erschien fast immer in den neuesten, kostbarsten Stoffen gekleidet, und Frau von Trautberg fand es für angemessen, ihren näheren Bekannten im Vertrauen zu gestehen, daß Gräfin Waldburg eine Verbindung ihres Pflegesohns und Clara's wünsche, daß sie deshalb das junge Mädchen mit Beweisen ihrer Zuneigung überschütte, daß aber

davon keine Rede sein könne, ehe sich Clara's Herz deutlicher für den jungen Hartlinger ausgesprochen habe, als dies bis jetzt der Fall gewesen sei.

Der Obrist hatte Anfangs mit großem Eifer sowohl Arthur's Standeserhöhung, als auch die Testamentsangelegenheit betrieben, nach und nach aber Beides fallen lassen und schien es endlich ganz vergessen zu haben; nicht so Frau von Trautberg, die nur auf einen günstigen Augenblick harrte, um die Sache von Neuem zur Sprache zu bringen.

So standen die Sachen, als Arthur von seiner Pflegemutter eine dringende Einladung erhielt, nach Waldburg zu kommen; sie fühle sich so einsam ohne ihn, ihre Sehnsucht steige mit jedem Tage und dergleichen mehr, schrieb die arme Frau.

Arthur theilte diesen Brief der Frau von Trautberg mit und sprach zu gleicher Zeit seinen Schmerz sehr lebhaft aus, eine Stadt verlassen zu müssen, wo sein Herz gefesselt sei und wo ihm so theure Menschen lebten.

Frau von Trautberg erwiderte Arthur's Klagen

nur mit einem feinen Lächeln, und Clara schlug verschämt die Augen nieder.

„Herr Hartlinger!“ sagte endlich, nach minutenlangem Schweigen, Frau von Trautberg, „wenn es Ihnen wirklich so nahe geht, ihre Freunde zu verlassen, so denken Sie doch auf Mittel, um diese Trennung zu kürzen!“

„O, gnädige Frau!“ rief Arthur, „wenn es in meiner Macht stünde! — Sie kennen ja meine Gefühle, und Clara vertraut meiner Liebe und Treue...!“

„Aber wer zweifelt denn daran?“ sagte Frau von Trautberg mit feinem Lächeln, „allein einer Mutter ist es nicht zu verargen, wenn sie mit mehr Besonnenheit ein Bündniß betrachtet, das Ihnen jetzt in rosigem Lichte erscheint und das die Vernunft dennoch mißbilligen muß.“

„Aber, gnädige Frau....“, fiel ihr Arthur in die Rede.

„Mein lieber Hartlinger,“ unterbrach sie ihn, „hören Sie auf meinen wohlgemeinten Rath; — sprechen Sie mit Gräfin Waldburg über diese Angelegenheit, suchen Sie die Gute zu bewegen, Ihnen

Ihre Zukunft zu sichern und...., nun das Weitere wird sich wohl finden!" Bei diesen Worten strich sie der erröthenden Clara die blonden Locken aus der Stirne.

Arthur's Herz, voll zum Zerspringen von überströmender Liebe, machte sich in Worten Luft; er ergriff der Mutter Hände, küßte sie feurig und rief: „O, meine Mutter! meine wahre, theure, geliebte Mutter!" Dann eilte er auf Clara zu, drückte diese stürmisch an sein schlagendes Herz und preßte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Lassen wir das jetzt noch, mein lieber Hartlinger!" sagte Frau von Trautberg und zog ihn von der Tochter Seite hinweg; „lassen wir das, bis Sie mir Constanzens Einwilligung gebracht haben!"

„O, sie wird, sie muß mich in alle Rechte ihres Sohnes einsetzen!" rief Arthur, „verlassen Sie sich darauf, meine theure Mutter, ich werde meine Sache zu führen wissen, die jetzt nicht allein mehr die meinige ist!"

„So habe ich Sie gern, mein Sohn!" rief, be-

geistert scheinend, Frau von Trautberg, „so müssen Sie sein, um zu gefallen, — so fest, so kühn und entschlossen!“ —

Und Clara warf ihm einen Blick zu, der den Jüngling in ein Meer voll Wonne stürzte. —

Frau von Trautberg betrieb nun des jungen Hartlinger's Abreise mit großem Eifer, erlaubte ihm, ihr zu schreiben und bat ihn, ihr ja Nichts zu verhehlen, was ihm begegne. „Wer meint es denn besser mit Ihnen, als ich, mein junger Freund!“ sagte sie weich, „also: Offenheit und Vertrauen!“

Arthur war entzückt; er konnte nicht Worte finden, um seine Dankbarkeit auszusprechen, und wollte seinen Freund Heinrich aufsuchen, um diesem treuen Gefährten, den er in letzter Zeit nur selten gesehen hatte, Alles mitzutheilen; „denn sein Glück sei zu groß, er könne es nicht in seiner Brust verschließen!“

„Und doch müssen Sie dies!“ rief Frau von Trautberg und legte bedeutsam den Finger auf den Mund; „Niemand, auch mein Sohn nicht, darf von unserem Geheimniß etwas erfahren! Was hier

vorgefallen ist, bleibt unter uns, — denn noch haben wir nicht Constanzens Einwilligung! Auch schickt es sich, daß diese edle Dulderin die Erste sei, welche eine Sache erfährt, die so großen Einfluß auf das Schicksal ihres geliebten Sohnes haben kann.“

„O, Sie haben Recht, nur zu Recht, gnädige Frau!“ rief Arthur, „ich bin ein undankbarer Sohn....! ich vergaß über mein eigenes Glück Diejenige, der ich Alles verdanke! — Ich reise morgen nach Waldburg. — Geben Sie mir Ihren Segen, Mutter! — Meine himmlische Clara, sage mir noch einmal, daß Du mich liebst!“

„Ei, ei! so weit sind wir noch lange nicht!“ rief Frau von Trautberg, „Sie sehen es ja, lieber Hartlinger, meine Tochter ist ganz bestürzt. Lassen Sie ihr Zeit, sich zu sammeln, damit sie sich die Beschaffenheit ihrer Gefühle erst klar mache, — daß sie sich ihrer Neigung bewußt werde! — und nun leben Sie wohl! —“

Clara sagte nichts, in Gegenwart ihrer Mutter spielte sie stets die verschämt Zurückhaltende; aber

sich hinter die Mutter halb verbergend, so daß diese es nicht gewahren konnte, sprachen ihre Augen eine nur zu beredte Sprache mit dem Geliebten; der Worte bedurfte es nicht.

Arthur fand seine Pflegemutter in großer Aufregung; der Obrist hatte sie seit einigen Wochen verlassen, um seinen jährlichen Besuch in Berlin abzustatten, und so war sie mit ihren trüben Erinnerungen sich selbst überlassen gewesen.

Obrist Thalheim hielt es nämlich für seine Pflicht, den Ort alljährlich wenigstens einmal aufzusuchen, wo er als junger, lebenslustiger Mensch seine ersten Eroberungen im Reiche der Liebe gemacht hatte; er blieb dann gewöhnlich drei Wochen dort; diesmal aber war er schon vierzehn Tage über die bestimmte Zeit ausgeblieben; die Gräfin hatte keine Nachricht von ihm und war deshalb in eine nervöse Aufregung gerathen. Arthur war zu sehr mit seiner Liebe und seinen Hoffnungen beschäftigt, als daß er lange der Pflegemutter Sorge um Thalheim hätte theilen können; ihm lag nur daran, Alles so bald als möglich nach Frau von Trautberg's Wunsch zu ordnen.

Auf Schleichwegen dahin zu gelangen, fiel ihm nicht ein; offen und frei trat er vor die Gräfin hin, bekannte ihr seine Liebe zu Clara und forderte ihre Einwilligung, ohne welche Frau von Trautberg die ihrige nicht geben wolle.

Die Gräfin war erschreckt. „Heirathen! — Du?" fragte sie, „Du! noch so jung? — aber wie alt bist Du denn?"

„In diesen Tagen werde ich einundzwanzig Jahre!" erwiderte beleidigt Arthur. —

„So, so! — wie doch die Zeit vergeht!" rief die Gräfin; „weißt Du noch, als Du noch ein kleiner Knabe warst, als Du im Garten Festungen bautest und den Dorfkindern Exercirstunde gabst?... Alles das kommt mir vor, als ob es höchstens ein Paar Monate her wäre! — Weißt Du noch, als Du confirmirt wurdest und unser Pastor die schöne Rede hielt? — Du weintest damals und fielst mir um den Hals — und gelobtest, mich nie zu kränken, immer mein guter, lieber Sohn zu sein?.... Ich sehe Dich noch immer in dem blauen Anzuge; Deine schwarzen Haare waren damals gelockt, und

Deine Augen glänzten wie heute! — Kein Baum war Dir zu hoch, wenn es galt, ein Vogelnest auszunehmen! — Ach, Arthur! was habe ich damals um Dich gelitten; ich zitterte und freute mich, daß Du der Gefahr so kühn begegnetest! — Weißt Du noch, mein Arthur, als die kleine Rosa in's Wasser fiel und Du sie herauszogst? — Ach, wie viel Angst hast Du mir gemacht!" —

Arthur hörte nur mit ungeduldiger Miene zu; endlich konnte er es nicht länger ertragen und brach in die Worte aus: „Liebe, gute Mutter! Alles dies weiß ich noch recht gut! — aber vor allen Dingen sagen Sie mir jetzt: darf ich meiner Clara Ihre Einwilligung bringen?" —

„Bringen? — zurück zu Clara willst Du?" rief weinerlich die Gräfin, „Deine arme Mutter willst Du wieder allein lassen? — o nein, nein! ich gebe meine Einwilligung nicht! — nein, jetzt mußt Du bei mir bleiben! —"

„Liebe Mutter! — ich will ja nur zurück, um Ihnen eine geliebte Tochter zuzuführen! — wir verlassen Sie dann nie wieder! — Entscheiden Sie

sich doch nur! — Geben Sie mir den Himmel oder — Sie sehen mich nie wieder! —"

Diese letzten Worte betonte Arthur besonders stark; auch verfehlten sie ihre Wirkung nicht, denn die Gräfin sank, einer Ohnmacht nahe, in den Sessel zurück, indem sie laut aufschrie: „Arthur! — Arthur! Du sollst mich nicht verlassen! sie soll kommen, sie soll hierher kommen!.... aber Du, Du darfst nicht fort!" —

„So geben Sie Ihre Einwilligung?" rief beglückt der Pflegesohn.

„Ja doch! ja! — aber Du darfst mich nicht verlassen!" bat weinend die Mutter.

„Nein, meine theure, liebe Mutter!" rief nun Arthur, der Gräfin Hände küssend, „nein, nein! ich verlasse Sie nicht, aber schreiben muß ich ihr, schreiben muß ich sogleich, daß ich der glücklichste Mensch von der Welt bin!" —

Er eilte fort und schrieb an Frau von Trautberg, während die bleiche Gräfin, in die Kissen des Sopha's zurückgelehnt, unter heftigem Weinen die Besinnung verlor.

Eine Intrigue.

Arthur schrieb: „Verehrteste Frau, bald meine geliebte Mutter! Die Gräfin hat in Alles gewilligt und sehnt sich darnach, ihre geliebte Tochter so bald als möglich zu umarmen. Was ich empfinde, vermögen Worte nicht auszudrücken; hätte ich die Macht, meinen Gedanken zu folgen, ich flöge zu Ihnen, — zu ihr! — Allein meine Pflicht, meine heilige Pflicht fesselt mich hier! — Meine Wünsche und Hoffnungen wage ich nicht deutlicher auszusprechen, allein die Versicherung, daß ich mich mit der ganzen Kraft meiner Seele nach einem baldigen Wiedersehen sehne, kann ich Ihnen geben!....“

Als Frau von Trautberg Arthur's Brief gelesen hatte, legte sie ihn sorgfältig wieder zusammen und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Was schreibt er denn?“ fragte neugierig die Tochter.

„Er schreibt in der ersten Aufregung nur wenige Zeilen, aus denen sich Nichts herausnehmen läßt!“

„Hat er denn der Gräfin Einwilligung?“ fragte Clara weiter.

„Die hat er wohl, aber das Wichtigste läßt er unerwähnt,“ erwiderte Frau von Trautberg.

„Mir scheint doch, liebe Mutter, das Wichtigste wäre eben die Einwilligung der Gräfin,“ versetzte Clara.

„So denkst Du, mein Kind!“ war die Antwort, „aber die verständige, von keiner Leidenschaft verblendete Mutter muß anders denken. Das Wichtigste bleibt immer das Testament!“

„O, das findet sich später!“ versetzte gleichgültig Clara.

Frau von Trautberg lächelte. „Rathsamer ist es doch, daß diese Angelegenheit vor der Verlobung geordnet werde, und um dies zu können, habe ich den Plan entworfen, mich persönlich nach Waldburg zu begeben und mich dort von der Lage der Dinge zu unterrichten....“

„Du willst nach Waldburg?!“ unterbrach sie Clara, „und ich begleite Dich!“ —

„Nicht so, mein Kind!“ antwortete Frau von

Trautberg, „mein Plan ist leichter auszuführen, wenn ich Dich zurücklasse; ich kann dann meine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richten.“

„Mutter!....“ bat Clara.

„Nein, meine Tochter! sei vernünftig, bleib zurück und überlasse mir die Sorge für Dein Wohl!“ schmeichelte Frau von Trautberg, und Clara, wohl wissend, daß Gegenreden nichts fruchten würden, fügte sich schmollend in das Unvermeidliche.

Frau von Trautberg wurde in Schloß Waldburg erwartet; sie hatte einen Brief geschrieben, der die Bewohner daselbst im Unklaren ließ, ob Clara sie begleiten würde oder nicht.

Arthur hoffte es mit stürmischer Sehnsucht; die Gräfin empfand zwar ein Gefühl von Mißbehagen, der Eifersucht ähnlich, wenn sie daran dachte, ihres Lieblings Neigung mit einer Andern zu theilen, freute sich aber dennoch darauf, das zarte, hübsche Mädchen in ihrer Nähe zu sehen.

Wie groß war nun Arthur's Schmerz, als er sich getäuscht fand und nur die Mutter der Geliebten, nicht diese selbst ankommen sah.

„Wo ist Clara?“ fragte er heftig, „weshalb ist sie nicht mit?“

„Ei, ei! nicht so heftig, junger Freund!“ antwortete Frau von Trautberg, und Arthur verbiß seinen Groll.

Frau von Trautberg wußte jede nähere Erörterung, so lange Arthur zugegen war, zu vermeiden, und suchte es so einzurichten, daß sie mit der Gräfin ein tête à tète hatte.

Nun begann sie: „Meine liebe Constanze! Dein Pflegesohn wird Dich wohl zur Vertrauten seiner Neigung für meine Tochter gemacht haben? — Glaube nicht, daß ich irgend eine Annäherung seinerseits an unsere Familie begünstigt habe, — im Gegentheil, sobald ich seine erwachende Neigung für meine Tochter bemerkte, zog ich mich zurück; — als sich später seine Neigung offener aussprach, ermahnte ich ihn, seine Pflicht zu thun und Dir Alles offen zu gestehen, Dir Alles anheimzustellen, ehe er einen Schritt weiter thue. — Clara ahnet kaum, daß sie so innig geliebt wird; ihr unbefangenes, kindliches Gemüth begreift die Leidenschaft nicht, die

sie eingeflößt zu haben scheint. — Bis jetzt kennt sie nur die Liebe, die sie für ihre Mutter und ihren Bruder und — was mich oft mit Eifersucht erfüllt — für Dich empfindet! — An Dir hängt das Mädchen mit ganzer Seele; sie zerfloß in Thränen, als sie mich allein die Reise unternehmen lassen mußte und trug mir tausend Grüße an Dich auf. Ihr höchster Wunsch ist, immer in Deiner Nähe zu bleiben, Dir das Leben angenehm zu machen; ihr sanftes Gemüth verlangt nach ländlicher Stille, das Geräusch der großen Welt ist ihr zuwider. — Noch neulich sagte sie mir: Ich habe mich noch nie im Leben so wohl gefühlt, als während der kurzen Zeit, die ich auf Schloß Waldburg zubrachte!"

„Das liebe Kind!" rief die Gräfin.

„Ja, ich darf es wohl sagen, mein Kind ist gut und hübsch!" erwiderte Frau von Trautberg, „sie verdient ein Glück, wie es Deine Freundschaft ihr bereitet hat; Arthur ist so liebenswürdig, so vollkommen gut erzogen, daß ich nicht zweifle, er gefällt ihr; wie aber junge Mädchen sind, — die Mutter erfährt es nicht, — Dir vielleicht würde sie es vertrauen!"

„Die gute Clara!" rief abermals die Gräfin, und ihre Augen blickten nichtssagend gerade aus, man sah, ihre Gedanken waren nicht bei dem, was Frau von Trautberg sprach; doch, sich zusammennehmend, fuhr sie fort: „Ja, sie soll meinen Arthur heirathen; ich will ihnen einen Theil des Schlosses einrichten lassen, und die Summe, welche Arthur von mir erhalten hat, will ich verdoppeln, nein, dreimal so viel soll er erhalten! Mit dreitausend Thalern jährlich können sie wohl auskommen, meinst Du nicht? —"

„Gewiß, meine theure Constanze, gewiß!" antwortete Frau von Trautburg, „zumal wenn sie sicher sind, diese Rente für ihre Lebenszeit zu beziehen!"

„Lebenszeit —? — ja, so lange ich lebe, sollen sie die Rente beziehen, — aber —" Hier stockte die Gräfin; Frau von Trautberg fragte gespannt: „Nun, liebe Constanze?"

„Aber — zu der Testamentsaufsetzung — ist es noch später Zeit!" stieß Gräfin Waldburg schnell heraus.

Frau von Trautberg hielt es für rathsamer, in

die schon erregte Frau für diesmal nicht weiter zu dringen, schwieg daher, im Stillen überlegend, wie sie die Sache am schnellsten zu einem günstigen Ende führen werde.

Als Frau von Trautberg einige Stunden später von Arthur in das Speisezimmer geführt wurde, fand sie die Gräfin schon dort, erschrak aber über die auffallende Veränderung, die in den Zügen derselben vorgegangen war.

Gräfin Waldburg lehnte, schwach und bleich, am Fenster und blickte hinaus in die Ferne; erst als Frau von Trautberg ihre Hand erfaßte, schien sie sich zu besinnen. „Ach, meine Freundin!“ sagte sie mit matter Stimme, und sich in einem leisen, flüsternden Tone zu Arthur wendend, fragte sie diesen: „Sage mir doch, mein — mein guter Ferdinand, wer ist eigentlich diese Frau?“

„Ich heiße nicht Ferdinand!“ erwiderte Arthur und blickte seine Pflegemutter erstaunt und besorgt an; „jene Dame aber ist ja Frau von Trautberg!“

„Ach ja, — richtig, — richtig! ich besinne mich! — ich dachte heute so viel an meinen ver=

storbenen Sohn, meinen Ferdinand, und weil ich Dich liebe, als wärest Du mein Sohn, — weil ich Dich liebe, wie ich Ferdinand liebte, deshalb — verwechsle ich die Namen, — Du bist mein zweiter Ferdinand, — mein Ferdinand!"

„Ist Dir Dein Pflegesohn wirklich so lieb, wie Dein eigenes Kind, so zeige der Welt, daß Du die Frau bist, um das angefangene Werk auch würdig zu vollenden!" rief mit erhobener, feierlicher Stimme Frau von Trautberg.

Die Gräfin erbebte. „Ich soll, — ich soll, — was soll ich?...." stammelte sie schaudernd.

Frau von Trautberg erhob abermals die Stimme. „Du sollst ihn gerichtlich in die Rechte Deines Sohnes einsetzen!"

„Ja, — ja! — ich will wohl! — aber, — ach Gott mein Kopf! — ich bin so schwach!"

„Meine Mutter! meine Mutter!" rief Arthur und kniete vor der Gräfin nieder; „o, weinen Sie nicht! — denken Sie nicht an Dinge, die Sie betrüben!" bat er zärtlich besorgt; aber Frau von Trautberg zog ihn fort.

„Jetzt oder nie!“ rief sie; „lassen Sie mich, Arthur, — denken Sie an Clara!“ —

Arthur erhob sich, trocknete seine Augen und trat in eine Fensterbrüstung.

„Fasse Dich, Constanze,“ flüsterte Frau von Trautberg, „und bedenke, daß Du deshalb dem Tode nicht verfällst, wenn Du eine Bestimmung niedersetzest, die vielleicht erst in vierzig Jahren in's Leben tritt; — nur um Einwendungen von Clara's Vormund zu begegnen, wünsche ich dringend, ihm eine genügende Auskunft über Arthur's Zukunft geben zu können.“

„Ach — deshalb, — nur deshalb? —“ seufzte erleichtert die Gräfin, und schneller fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu: „Also Du findest mich nicht verändert? — ich bin nicht krank?“

„Liebe Constanze!“ schmeichelte die Jugendfreundin, „Du blühst ja wie eine Rose! Blicke nur in den Spiegel; lebhafte Farben hattest Du nie; aber jetzt, — wenn Du jetzt Dich sehen könntest, — wie Deine Augen leuchten, Du würdest Freude an Deinem Anblick haben!“

„Findest Du?“ lächelte befriedigt die Gräfin und küßte freundlich der falschen Freundin Mund; „findest Du?“ Dann eilte sie zu Arthur hin, legte ihm die Hand auf die Schulter, blickte ihm liebevoll in die fragend auf sie gerichteten Augen und sagte: „Mein geliebter Sohn! Morgen schreibe ich an meinen Geschäftsführer, — und übermorgen mache ich mein Testament, dann steht Deiner Verbindung mit Clara nichts mehr im Wege!“

Arthur's Brust war zu voll, die Freude hatte nicht Raum; laut aufjauchzend fiel er der Gräfin und dann Frau von Trautberg um den Hals; er war so unbeschreiblich glücklich, — so glücklich, als — als wäre es am Vorabend einer Catastrophe, als müsse diesem seligen Traume ein fürchterliches Erwachen folgen. —

Dem Diner sprach nur Frau von Trautberg zu; die Gräfin sowohl als ihr Pflegesohn vermochten nichts zu genießen; Beide waren zu freudig bewegt. — Der Tag verging unter heiteren Gesprächen, meistens Pläne für die Zukunft betreffend; gegen Abend aber wurde Gräfin Waldburg wieder trauriger;

sie sprach von ihrem so früh und auf so gewaltsame Art verstorbenen Kinde, nannte es mit den zärtlichsten Namen und verwechselte die Namen Arthur und Ferdinand wieder häufig; endlich redete sie den Pflegesohn nur mit dem Namen Ferdinand an.

„Aber, liebe Mutter,“ rief einmal in scherzendem Tone Arthur, „aber, liebe Mama, wollen Sie denn von dem armen Arthur gar nichts mehr wissen? — sonst war Ihnen doch mein Name nicht zuwider! —“

Die Gräfin suchte ihre Gedanken zu sammeln. „Nein, nein, mein Sohn!“ erwiderte sie, „Du bist mir lieb, lieber noch als früher, aber da Du nun in alle Rechte des armen, kleinen Ferdinand trittst, so gebe ich Dir auch seinen Namen. — Sieh’, weil ich Dich so unbeschreiblich liebe, nenne ich Dich mit einem Namen, der mir stets der theuerste war.“

Mit der größten Sorge bewachte Frau von Trautberg am andern Morgen ihre Freundin, allein die Gräfin bedurfte keiner Anfeuerung, sie hielt Wort, und sie selbst war es, die zuerst wieder an das Testament erinnerte, indem sie die Freundin bat, statt ihrer den Brief an den Geschäftsführer zu schreiben.

Mit Freuden unterzog sich Frau von Trautberg diesem Geschäfte; die Gräfin las ihn durch, unterschrieb, siegelte und sagte dann: „Also morgen um elf Uhr! — Marie, weißt Du, daß ich mich jetzt eben so auf den gefürchteten Moment freue, als ich mich früher davor scheute!"

„O, Du bist engelgut, eine zärtlich liebende Mutter!" rief mit begeisterter Stimme Frau von Trautberg, und mit feinem Lächeln und schmeichelnder Miene fügte sie hinzu: „Dein Ferdinand verdient auch so viel Liebe!"

Die Gräfin blickte sie groß an, dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne. „Mein Ferdinand?" fragte sie halb erstaunt, halb erfreut, „also Du glaubst auch, daß es mein Ferdinand selbst ist, der....? nicht wahr, es war nur ein böser Traum? — Ferdinand ist nicht aus dem Fenster gestürzt...., ich glaubte es nur, — und Arthur — Arthur ist Ferdinand! nicht wahr, so ist es?"

„Gewiß, liebster Engel!" rief die Trautberg, diesen Wahn benutzend, „Du hast Recht; aber die Welt glaubt es nicht, man glaubt, es ist Arthur

Hartlinger, der Sohn eines Kammerdieners im Dienste des Grafen Fels, Deines Schwagers, — deshalb ist ja die bewußte Förmlichkeit nöthig! — und wenn Du erlaubst, schicke ich sogleich einen Diener mit diesem Briefe an Herrn Langen ab."

„Ja wohl, ja wohl!" rief die Gräfin und ihre Augen glänzten in wunderlichem Feuer; „ja wohl! o, ich will der Welt zeigen, daß ich weiß, was mir Arthur ist! —"

„Victoria!" jubelte Frau von Trautberg und verließ, mit dem Briefe in der Hand und Freude im Herzen, das Zimmer. — Sie suchte Arthur auf, übergab ihm das Schreiben und sagte: „Hier ist der Brief, der Sie zum Herrn von Waldburg macht; senden Sie ihn ab, er ist an Herrn Langen, eilen Sie! Constanze wünscht es! —"

„Und hat sie sich wirklich freiwillig dazu entschlossen? — und wird sie die Kinder ihres Schwagers nicht vergessen?" fragte Arthur besorgt und zögernd; „Graf Waldburg ist nicht reich, — Frau von Richtern hat ihrem Manne nicht viel zugebracht; es sollte mir herzlich leid thun, wenn ich schuld

wäre, daß ihrer im Testamente nicht gedacht würde."

„Sein Sie unbesorgt, mein Freund!" versicherte Frau von Trautberg, „ich werde Constanze daran erinnern; sie sollen ebensowenig vergessen werden, als die Familie Fels, die zwar reich ist, aber doch noch mit der Gräfin verwandt. — — Morgen, sobald das Testament gemacht ist, fährt Constanze mit mir und Herrn Langen nach der Stadt, dort legt sie das Testament auf dem Stadtgerichte nieder und — weil ich zu meiner Tochter zurückeilen muß, kehrt sie am Abend allein zu Ihnen zurück. — Ja, mein Freund, ich muß eilen, meiner Clara den neuen Zuwachs von ihres Arthur's Glück zu verkünden. — Ich glaube zwar nicht, daß es sie sehr beglücken wird, das Mädchen liebt schwärmerisch, und da malt sie sich ein stilles, häusliches Leben, voll von gemeinschaftlich getragenen Sorgen, so rosig aus; dann bildet sie sich auch ein, daß Leiden und Kummer allein zwei Herzen recht innig verbinden. — Doch, genug hiervon; besorgen Sie den Brief!" —

„O, Clara ist ein Engel!" rief Arthur aus,

„wie verdiene ich ein solches Glück! — ich — ich werde von dem schönsten Mädchen der Welt geliebt, so geliebt, daß sie, die Adeliggeborne, gern dem namenlosen, unbegüterten Mann in Noth und Elend folgen will! — Wie kann ich ihr je vergelten, was mein Herz ihr in diesem Augenblicke dankt! — O, seit einem fürchterlichen Tage, — meine theure Mutter! wo mein Selbstvertrauen erschüttert wurde, so daß — — ich glaubte nicht mehr an die Menschen, ich verachtete die Elenden, die mich herabwürdigten, das Spielwerk einer Geisteskranken zu sein, ich verachtete mich selbst, verfluchte mein Schicksal und war, — so heiter ich schien, doch so fürchterlich elend! — Ich lernte Clara kennen, den heiligen, reinen Engel; ihr edler Sinn söhnte mich mit der Menschheit, ihre Liebe mit mir selber aus; — ich glaubte wieder an Tugend, an Liebe! — O, ich fühle es jetzt, hätte ich sie nicht gefunden, ich wäre untergegangen, untergegangen in qualvoller Selbstsucht, die ewig nach Etwas sucht, das gefunden ihr nicht mehr genügt, und wieder sucht und wieder verwirft! — O, blicken Sie mich nicht so seltsam

an, gnädige Frau! jetzt bin ich froh, glücklich! — O, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe, anbete, daß sie das Ideal sei, das zu finden ich verzweifelte! O, sagen Sie ihr, daß sie mein Leben, meine Seele, mein Gewissen, meine Gottheit sei! —"

Frau von Trautberg hörte staunend auf des jungen Mannes Worte, der ihre Hand mit heißen Küssen bedeckte; ein seltsames Gefühl beschlich sie, eine Ahnung, daß es etwas Höheres, als kalte Berechnung gebe, streifte ihre Seele; doch wich dieses Gefühl schnell einem anderen, unheimlichen. Sie fühlte sich in Arthur's Nähe unruhig werden, und die Frage: „Sollte er von seiner Pflegemutter angesteckt sein?" drängte sich ihr auf; laut aber rief sie aus: „Mein lieber Arthur! Clara wird sich herzlich freuen, wenn sie hört, daß Sie so glücklich sind und sie so von Ihnen geliebt wird; jetzt aber besorgen Sie den Brief Ihrer Pflegemutter!"

Arthur drückte noch einmal die Hand, die er noch hielt, an seine Lippen und eilte fort, den Befehl der listigen Frau zu erfüllen.

Das Testament.

Tags darauf zeigte die Gräfin eine besonders feierliche Miene; Arthur's Blick hing bewegt, voll Rührung an ihr; sein Herz war so voll des Dankes, so ganz Hingebung, ja, hätte seine Pflegemutter sein Leben gefordert, er hätte keinen Augenblick gezögert; seine Liebe selbst hätte er geopfert, wenn sie es, als zu ihrem Glücke nöthig, verlangt hätte. — Aber ihr Glück war ja das seine, sie kannte nur das eine, höchste: sein Wohl! — und dieses war sie im Begriff, für immer zu gründen.

Ein Wagen fuhr in den Schloßhof. „Herr Langen!“ rief freudig Frau von Trautberg.

Arthur fuhr wie aus einem Traume empor; eine plötzliche, unbeschreibliche Angst benahm ihm den Athem; er sprang auf, warf sich seiner Pflegemutter zu Füßen, küßte ihre Hände, barg sein thränennasses Antlitz in die Falten ihres Kleides und rief: „Meine Mutter! o, meine Mutter!....“ Mehr vermochte er nicht zu sagen.

Die Gräfin erhob sich; feierlich segnend beide Hände auf Arthur's Haupt drückend, sprach sie: „Gott segne Dich, mein einziger, geliebter Sohn! Du, den des Himmels Gnade mir wiedergab, — mein geliebter Ferdinand! Möge des Allmächtigen Schutz Dich nie verlassen, möge der Allgütige seinen reichsten Segen auf Dein theures Haupt ergießen!"

Nachdem sie dieses gesagt hatte, schritt sie in feierlicher Haltung aus dem Zimmer in das daranstoßende Cabinet.

Arthur blieb wie betäubt auf seinen Knieen liegen; da berührte ihn eine zarte Hand, und Frau von Trautberg flüsterte mit weicher Stimme: „Ist das männlich? — schämen Sie sich, Arthur! — in diesem Moment, — wo Ihnen eine solche Erbschaft zugeschrieben wird, Thränen! —" Sie lachte, — und wie ein schneidender Schmerz zuckte es durch Arthur's weiche, bebende Seele; er sprang auf, trocknete die Augen und eilte der Thüre zu. Frau von Trautberg hielt ihn zurück. „Bleiben Sie, lassen Sie uns lauschen!" sagte sie, aber Arthur riß sich los und floh — weit, weit hinaus in's Freie. —

Unruhig blieb Frau von Trautberg zurück; während die Gräfin Herrn Langen ihr Testament dictirte, schritt sie in heftigen Schritten das Zimmer auf und ab. Sie konnte den Augenblick nicht erwarten, wo Alles beendet sei; sie legte das Ohr an die Thüre, sie strengte sich an, Etwas zu hören, und so trieb sie es eine volle Stunde lang. —

Arthur war zurückgekehrt; er durchschritt jetzt den Garten; Freud' und Leid, weiche, milde Stimmungen wechselten mit heftiger Aufregung in seinem Innern; jetzt blieb er an der Stelle stehen, wo er zwei Jahre früher die Worte des Grafen Waldburg vernommen hatte, und die Weichheit seines Herzens wich plötzlich einer wilden Schadenfreude. Er ballte die Faust, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief: „Nun laß mich aus dem Schlosse jagen, stolzer Graf! — Wirf es weg das Spielwerk der Geisteskranken!“ Dann lachte er laut, blickte sich wild um und rief, als ob die ganze Welt es hören sollte: „Ich bin der Herr hier! mein sind diese Wälder, dieses Schloß, diese Gärten! — mein! mein! — es mußte so kommen! es mußte sein! im

Himmel ist Gerechtigkeit! —“ Wie vor sich selbst erschreckend fuhr er zusammen; Clara’s Bild trat vor seine erregte Seele, er wurde wieder milder, ein Gefühl der Glückseligkeit faßte wieder Raum in seinem Herzen. „Meine Mutter!“ flüsterte er, „meine liebe, gute Mutter!“ und als ob es ihn zu ihr zöge mit unwiderstehlicher Gewalt, eilte er dem Schlosse zu. —

Die Gräfin war indessen in ihrem Cabinet mit Langen beschäftigt gewesen, ihr Testament aufzusetzen. Langen hatte sie gefragt, ob es wirklich ihr Wunsch sei, ihren letzten Willen aufsetzen zu lassen; die Gräfin hatte es mit fester, ruhiger Stimme bejaht; darauf hatte er ihr noch einige Fragen vorgelegt, die sie alle ruhig und genügend beantwortet hatte; einige Nebendinge, die er wissen wollte, oder vielmehr wissen mußte, hatte sie ihm auseinandergesetzt und war alsdann zur Hauptsache übergegangen.

Alles war nun abgemacht; Langen verließ das Schloß, das Testament, welches Tags darauf vor Zeugen der Gräfin noch einmal vorgelegt werden sollte, mit sich nach der Stadt nehmend. Ver-

gebens suchte Frau von Trautberg von ihm zu erfahren, welches der Inhalt sei; Langen war verschwiegen und hatte Eile. Sie suchte nun Arthur auf und traf ihn gerade, als er in das Zimmer wollte, das sie soeben im Begriff war, zu verlassen, und in welches zu gleicher Zeit auch die Gräfin eintrat. Mit strahlenden Augen sagte diese: „Nun, mein Sohn, steht Deiner Heirath nichts im Wege; morgen unterschreibe ich mein Testament vor Zeugen und lege es an gerichtlicher Stätte nieder; Du bist in alle Deine Rechte eingesetzt, mein alleiniger Erbe, kleine Nebensachen ausgenommen, was ich Dienstboten, entfernten Verwandten zum Andenken vermacht habe; kleine Legate, die ich ausgesetzt habe...; aber die lächerlichen Menschen...!" und sie lachte recht herzlich; „Langen wollte es nicht glauben, daß Du mein Erbe werden sollst; er machte Einwendungen, — weil er nicht wußte, wie nahe Du meinem Herzen stehst, mein einziger Ferdinand!" und zärtlich drückte sie Arthur an ihr Herz.

Dieser war wie betäubt; noch vermochte er sein Glück nicht zu fassen, und nur, als Tags darauf

die Gräfin aus der Stadt zurückkehrte und ihm sagte, daß nun alle Förmlichkeiten vorüber seien, da fühlte er erst recht, welche frohe Zukunft seiner warte.

Frau von Trautberg war mit der Gräfin nach der Stadt gefahren und von dort aus mit Extrapost nach Hause gereis't, wo Clara ihrer harrte, der sie nun Arthur's förmlichen Antrag bringen wollte.

Der glückliche Bräutigam zählte die Stunden bis zu dem Augenblicke, wo ihm vergönnt sein würde, Clara öffentlich als seine Braut zu bekennen; — aber — acht Tage vergingen, in der peinlichsten Sehnsucht von Arthur durchlebt, und keine Antwort von Frau von Trautberg, kein Wort der Liebe von Clara traf auf Schloß Waldburg ein. —

Da hielt es Arthur nicht länger aus; er war ja seiner Sache so gewiß, er besaß der Tochter Herz, der Mutter Einwilligung; was konnte es also Anderes sein, das diese Zögerung verursachte, als — Krankheit. —

Der Gräfin Tod.

Er bestürmte die Gräfin mit Bitten, ihm nur für ein Paar Tage Urlaub zu geben; allein jammernd und weinend beschwor ihn diese, sie nicht zu verlassen.

„Mutter!" rief er einmal hastig aus, „Mutter! wenn ich Ihre Erlaubniß nicht erhalte, so reise ich ohne dieselbe und kehre so bald nicht zurück!" Ähnliche Drohungen hatten jedesmal die Pflegemutter zur Nachgiebigkeit gebracht, und Arthur war daran gewöhnt, zu diesem letzten Mittel zu greifen, wenn keine Vernunftgründe oder milderes Zureden mehr fruchten wollten; diesmal aber hätte er gern mit seinem Leben diese harten Worte zurückerkauft, denn der Gräfin Augen fingen wild zu rollen an und verzweiflungsvoll rief sie: „Ferdinand, ach! Ferdinand, Du verläßt mich wieder!" Dann wurde ihr Blick stier und heftete sich auf einen Punkt, die von Schmerz und Angst verzogenen Züge wurden nach und nach glatt, zuletzt starr, ihre Haut nahm eine

gelbliche Farbe an und langsam sank ihre rechte Hand herab; Arthur erfaßte sie, die Finger waren steif und kalt, kein Leben mehr in ihnen.

„Mutter!“ rief er erschreckt.

„Mein kleiner Ferdinand, gutes Kind!“ lallte sie und blickte immer nach demselben Punkt; „Du mußt nicht so nah.... mein Kind.... dort! — wo bist Du denn? Ferdinand, ich sehe Dich nicht mehr! Ferdinand! Ferdinand!“ rief sie in herzzerreißendem Jammertone.

„Meine Mutter!“ rief in der größten Angst Arthur, „kennst Du mich nicht?“

„Nicht — nicht! — ja Ferdinand, ich erkenne Dich — nicht — nicht!“ —

Arthur riß heftig die Klingel. „Den Arzt —!“ schrie er dem Diener zu, „was die Pferde laufen können! fort zum Arzt!! — schnell, schnell!“

„Nicht doch!....“ lallte die Gräfin, „Du fällst nicht heraus...., kein Arzt..., Ferdinand, — nicht an's Fenster! — armes Kind, Du blutest...,“ und mit einem Schrei sank sie zurück in tiefe Ohnmacht. —

Die Dienstboten eilten herbei, durcheinander,

Alle schrieen und Keiner half; Arthur selbst war so fassungslos, daß er nicht wußte, was er thun sollte; er hielt sich für die Ursache dieses unglückseligen Unfalles und machte sich die heftigsten Vorwürfe. Endlich brachte man die Kranke in's Bett, und dort erholte sie sich so weit, daß ihr die Besinnung wiederkehrte; ihr rechter Arm aber blieb gelähmt, und vergebens suchte Arthur durch Reiben wieder Leben in die erstorbene Hand zu bringen.

Lächelnd wie ein Kind lag die Gräfin da; ihre Augen blickten seelenlos, und das, was sie fragte, betraf nur Speise und Trank.

Endlich, endlich kam der Arzt, der alte, erfahrene Freund der Leidenden. Mit ernster Miene trat er an's Lager hin und heftete sein kluges Auge fest auf der Gräfin Antlitz; dann that er einige Fragen an dieselbe, welche sie lächelnd, aber unzusammenhängend beantwortete; er faßte ihre Hand, mehr aus Gewohnheit, als zur Prüfung, fühlte er nach dem Pulse, denn sein klarer Blick hatte schon beim ersten Anblick erkannt, daß hier keine Hülfe mehr sei. — Arthur's Blick hing mit qualvoller

Unruhe an seinem Auge; jetzt trat er vom Bette hinweg und näher zu dem Pflegesohne, den er in eine Fensterbrüstung zog.

„Wie ist's, — wie finden Sie....?“ Mehr konnte Arthur nicht hervorbringen.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Keine Hoffnung?“ rief verzweiflungsvoll der Pflegesohn.

„So lange Leben da ist, ist auch Hoffnung vorhanden,“ antwortete der Arzt, „allein ich fürchte, daß hier menschliche Hülfe wenig vermag.“ —

„Ein Aderlaß!“ rief Arthur.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein, im Gegentheil!“ sagte er, „hier ist kein Schlaganfall, den man mit Aderlaß curirt, ein Nervenschlag hat sie getroffen, er wird sich wiederholen und....“

„Mein Gott! mein Gott! Giebt es denn keine Hülfe mehr?“ rief Arthur händeringend.

Der Arzt drückte warm des jungen Mannes Hand. „Fassen Sie Muth, und glauben Sie mir, wenn menschliche Hülfe noch helfen kann, so werde ich es an Nichts fehlen lassen.“ —

Arthur stand, die Hand des Arztes fest in der seinen, mit gesenktem Haupte da, — als das Kammermädchen der Gräfin, die am Bette derselben saß, laut schluchzend aufsprang und sich, die Hände ringend, näherte.

„Was ist's!“ rief Arthur auffahrend.

„Ach lieber, gnädiger, junger Herr! meine arme, liebe, gute Gräfin!.... sie wird nicht gerettet werden, diesmal muß sie sterben!“

„Was ist denn?“ fragte Arthur noch einmal und näherte sich dem Bette.

„Ach, sehen Sie doch!“ rief die Jungfer, „sehen Sie doch, wie meine gute Gräfin mit der linken Hand am Leichentuche zupft! — sehen Sie, unermüdlich zupft sie an der Decke! ach, meine Gräfin, meine Gräfin!!“

„Ruhe!“ gebot der Arzt, „Ruhe! gehen Sie hinaus oder mäßigen Sie Ihren Jammer!“ Erschreckt schwieg das Mädchen, und sich zu Arthur wendend, sagte er: „Dieser Aberglaube darf Sie nicht beunruhigen; wäre es nur dies, — so könnten wir ruhig sein: alle Nervenkranken haben diese

Bewegung mit den Fingern; aber dieses Mädchen stört unsere Kranke durch ihr Geschrei....!"

„Ach, ich will ja ruhig sein!" versicherte das Mädchen, „nur meine Anhänglichkeit wollte ich beweisen; aber der liebe, gnädige, junge Herr wird mich schon nicht verstoßen und an mich armes Mädchen denken, wenn die gute, liebe gnädige...."

„Schon gut! schweigen Sie oder verlassen Sie das Zimmer!" gebot Arthur und setzte sich am Fuße des Bettes nieder, unverwandt seine Augen auf der Pflegemutter Antlitz geheftet.

Der Tag verging, ohne daß der Zustand der Gräfin sich verschlimmert hätte, im Gegentheil, ihre Besinnung kehrte völlig zurück; sie rief nach ihrem Pflegesohne, den sie liebkosend ihren geliebten Ferdinand nannte. Arthur hoffte wieder, der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

Gegen Mitternacht wurde sie wieder unruhiger; sie warf sich hin und her; ihre weitgeöffneten Augen suchten ängstlich umher, bis sie sich auf Arthur hefteten; dieser rief den Arzt herbei, welcher ihn vergebens bat, sich zur Ruhe zu begeben. — Endlich

wurde sie ruhiger, immer ruhiger, bis sie entschlief.

„Sie schläft?" sagte Arthur mit hoffnungsvoll fragendem Blick zum Arzte.

„Ja wohl schläft sie!" sagte dieser ernst und blickte zu Boden.

„Herr Doctor? ...." fragte Arthur stockend.

„Sie schlief ein — und schläft nun sanft in das Jenseits hinüber!" war die Antwort.

Arthur bedeckte sich die Augen mit beiden Händen, blickte dann nach einigen Minuten die Kranke an, so innig, so traurig, — o, eine Welt von Liebe, von Dank lag in diesem Trauerblick! — aber plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck des Schreckens an: — der Gräfin Züge veränderten sich merklich, — der Ausdruck derselben wurde feindlicher, der Schmerzenszug um ihren Mund, der sie im Leben nie verließ, verschwand, — einzelne feuchte Perlen entstanden auf ihrer Stirn, — der Athem stockte, und leise öffneten sich ihre Lider, die gebrochenen Augen starrten regungslos. —

Arthur sprang empor, faßte krampfhaft des Arztes

Hand, — ein kurzes Röcheln noch — und Todesruhe verbreitete sich über das Antlitz der Gräfin. — Stille, schauerliche Stille im Gemach. — Arthur lauschte — vergebens, der Athem kehrte nicht zurück! —

„Todt? —" fragte er nach einer Pause schmerzlich.

„Todt!" wiederholte der Arzt und verließ leise das Gemach.

Arthur blieb allein im dumpfen Schmerz, allein mit der Leiche seiner Wohlthäterin! — Plötzlich fuhr er empor, er hatte sie Athem holen hören, — nein, Alles war still, — es war Täuschung, sie war todt, — todt! — Jetzt stürzte er aus dem Zimmer; wie wahnsinnig lief er zum Arzte.

„Sagen Sie mir, — sagen Sie...., bin ich — ich ihr Mörder?" rief er, „die Gemüthsbewegung heute morgen, — sagen Sie?...."

„Junger Mann!" erwiderte der Arzt mit Ruhe, „der Gräfin Nervensystem war zerstört, ihre Gesundheit geschwächt, jeden Tag konnte man ihren Tod erwarten; Gemüthsbewegung allein hätte ihn nicht herbeigeführt; — dieses schnelle Ende war

eine natürliche Folge ihrer jahrelangen Leiden; ich sah dieser Catastrophe schon lange entgegen!"

Arthur athmete wieder. —

Graf Waldburg.

Clara Trautberg saß am offenen Fenster ihres Zimmers, blickte in den Mond und trällerte die Melodie einer italienischen Arie vor sich hin; da trat ihre Mutter herein. „Schwärmerin!" sagte diese, „Du seufzest den Mond an, denkst an den Bräutigam und zögerst mit dem Jawort?"

„Und sollte ich ihn noch wochenlang darauf warten lassen; ich vergebe mir nichts, Mama! Ich gebe nicht eher mein Jawort, als bis er selbst kommt, es sich zu holen! —"

„Aber, liebes Kind!" rief Frau von Trautberg, „Du bist unvernünftig! Habe ich Dir nicht gesagt, daß Arthur seine Gräfin schonen muß! — Bedenke doch, was Alles auf dem Spiele steht!" —

„Meine Liebe soll ihm aber mehr gelten, als

die Erbschaft! — Lieber soll er ihr entsagen, als noch länger ohne mich leben können!"

„Wie abgeschmackt!" sagte achselzuckend Frau von Trautberg, „wie abgeschmackt! Übrigens habe ich Dir schon versichert, daß Arthur sich nur schwer, sehr schwer dazu entschloß, zurückzubleiben."

„Möglich, liebe Mama! — ja, ich glaube sogar, daß Arthur mich liebt,...." sagte Clara, „aber...."

„Rasend liebt er Dich! Ich habe nie einen Mann so verliebt gesehen, wie Arthur! Du wirst mit ihm machen können, was Du willst; aber er ist heftig, — reize ihn nicht, — sonst läuft er davon oder schießt sich todt; solchen leidenschaftlichen Menschen ist Alles zuzutrauen!"

„Ach Mama! Du sprichst jetzt wie ein junges Mädchen! — Gestern noch sagtest Du mir, es sei Thorheit, zu lieben, und nur überspannte, wahnsinnige Menschen, wie Gräfin Waldburg, glaubten an Liebe."

„Dem widerspreche ich auch nicht, indem ich Arthur irgend eine Extravagance zutraue! — o nein,

mein Kind! wenn ich nicht ganz irre, so ist Arthur von seiner Pflegemama angesteckt und im Stande, sich das Leben lieber zu nehmen, als das Leben zu nehmen wie es ist. — Klug ist es aber immer, ihm jetzt das Jawort zu geben und ihn nicht länger zu reizen! — Das Testament ist gerichtlich niedergelegt, Arthur Universalerbe! Was willst Du also noch? —"

„Mehr Aufmerksamkeit für mich!" sagte Clara und warf schmollend die Oberlippe empor; „ich will, daß er galanter, ritterlicher sei, — wie — zum Beispiel Graf Waldburg!" —

„Aha, ist es so! hat Dir die Auszeichnung des Grafen Waldburg den Kopf verdreht? — — Freilich, wäre die gute Gräfin auf den Einfall gekommen, ihrem Neffen Alles zu vermachen, — mir wäre dieser als Schwiegersohn lieber gewesen, als ein Herr Hartlinger, — — allein, es ist nun einmal so und läßt sich nicht ändern."

„Das meine ich nicht, Mama! Arthur ist mir weit lieber, als Waldburg, und ich glaube auch, daß er mehr Verstand hat, aber.... mir gefällt es nicht, daß er sich so sicher glaubt, — er rechnet so

fest auf meine Liebe, als hätte er ein Recht, sie zu fordern und brauche sich nicht mehr darum zu bemühen!“

„Wer ist daran schuld, als Du, mein Kind!“ erwiderte Frau von Trautberg, „Du hast Dich hinreißen, ihn zu früh in Dein Herz blicken lassen! — Das war ein Fehler, — aber die Sache ist nicht zu ändern, die Partie ist brillant, also.... zeige nur Waldburg keine Hoffnung, sei freundlich, aber zurückhaltend gegen ihn, dann vergiebst Du Dir nichts und.... steigerst seine Achtung, — seine Liebe zu Dir!“

„Wie kannst Du glauben, Mama! Ich bin Arthur gewiß treu, aber es amüsirt mich, daß sich Waldburg um meine Gunst bemüht. Seit vierzehn Tagen, so lange er hier ist, sucht er uns täglich zu sprechen, und wenn ich hier am Fenster sitze, bin ich gewiß, er lauscht drüben hinter den Vorhängen, — bemerke ich es, so gehe ich sogleich vom Fenster fort, — deshalb sucht er sich hinter den Gardinen zu verbergen; nur wenn er sich unbemerkt glaubt, steckt er den Kopf hervor und sieht mich an.“

„Ja, wohl ist es schade, daß er nicht der Gräfin Erbe ist!“ seufzte Frau von Trautberg, „ich würde es gern sehen, wenn Du Gräfin Waldburg würdest; aber unter diesen Umständen —; die Sache läßt sich leider nicht ändern; nimm Dich also in Acht, Arthur ist heftig, wenn er merken sollte —!“

„O, liebe Mama! wie kannst Du denken? Ich liebe wirklich nur Arthur!“ —

„Schon gut, mein Kind! Vergiß meine Warnung nicht, und wenn Du meinst, so laß Arthur noch einige Tage auf die Antwort warten!“

„Ja, liebe Mama, noch ein Paar Tage, dann will ich mein Jawort geben.“ —

Frau von Trautberg verließ das Zimmer, und Clara blickte hinüber nach Graf Waldburg's Fenster, der aber heute nicht daheim war. —

Graf Waldburg war seit ungefähr drei Wochen in ..., woselbst er ein Geschäft für seinen Vater abzumachen hatte. In einer kleinen Gesellschaft lernte er, noch ehe Frau von Trautberg von Waldburg zurück war, Clara kennen, und das feine, liebenswürdige Mädchen zog ihn an; sein Vater, der schon

hochbejahrt war, wünschte nichts mehr, als daß sein Sohn sich verheirathen möge; Clara, so schien es Waldburg, besaß alle die Eigenschaften, die er an seiner künftigen Gattin zu sehen wünschte: ihr Stammbaum war untadelhaft, ihr Vermögen nicht bedeutend, aber hinreichend, um ihr ein anständiges Nadelgeld zu gewähren; zudem wurde er ja der Erbe seiner Tante, weshalb sollte er also nicht Clara zur Gattin wählen? —

Daß Gräfin Waldburg dem Knaben aus dem Volke das Stammschloß Waldburg vermachen könne, das fiel ihm nicht ein; — also — ihm blieb nur noch, das Herz des schönen Mädchens zu gewinnen, und dieses versuchte er seit vierzehn Tagen auf alle Art.

Clara ließ ihn in Ungewißheit; bald glaubte er, ihr nicht gleichgültig zu sein, bald fürchtete er wieder; er wurde dann nur um so eifriger in seinen Bemühungen, und wenn ihm Clara freundlich zulächelte, erfaßte ihn ein Gefühl von unbeschreiblicher Art. — Ihm that es fast leid, daß das junge Mädchen glauben könne, er hege eine wahre, tiefe

Neigung für sie, und doch rechnete er ihr das Glück, das er ihr gewährte, indem er ihr den Hof machte, nicht gering an. Mit jedem Tage wurde er eifriger, immer mehr zog es ihn zu ihr hin, denn der Wunsch, die Zweifel, die ihr Betragen in ihm erweckten, zu lösen, reizte ihn fort und fort, ihre Nähe zu suchen, und nach vierzehn Tagen schon fühlte er, daß sich Gefühle, die er seit Jahren in seiner Brust für erstorben hielt, neu wieder belebten; er fühlte staunend, daß er noch zu lieben im Stande sei. — Ein unbeschreibliches, jugendfrisches Wohlbehagen brachte dieses Gefühl mit sich; sein Äußeres selbst trug jetzt den Stempel dieser Gemüthsstimmung, und immer fester wurde sein Entschluß, Clara zur Gräfin Waldburg zu machen.

Zwei Tage noch beharrte Clara bei ihrem Entschluß, Arthur noch länger auf ihr Jawort warten zu lassen, und im Laufe dieser beiden Tage schien sie nur Auge und Ohr für Graf Waldburg zu haben, welcher seinerseits seine Bemühungen um ihre Gunst verdoppelte.

Auf den Spatziergängen traf er zufällig mit

Frau von Trautberg und ihrer Tochter zusammen, und am Fenster lauschte er mehr denn jemals. — Am dritten Tage wollte sich Frau von Trautberg eben an ihrem Schreibtische niedersetzen, um an Arthur zu schreiben, als der Postbote einen Brief von ihm brachte; er war schwarz gesiegelt, und hastig erbrach ihn Frau von Trautberg.

In kurzen Worten meldete ihr Arthur den Tod seiner Pflegemutter, bat sie, Clara zu grüßen und sie seiner unwandelbaren, treuen Liebe und Anhänglichkeit zu versichern; sonst aber enthielt der Brief keine Anspielung auf sein Verhältniß zu ihr.

„Sie ist todt, die arme Constanze!" rief Frau von Trautberg ihrer Tochter zu und wischte sich die Augen; „sie ist todt und Arthur nun ganz frei, ganz sein eigener Herr, Besitzer des großen Vermögens der Gräfin!"

„Der arme Waldburg!" sagte Clara, „wenn er es erfährt, wird es ihn kränken."

„Freilich, mein Kind; auch mir thut es leid, allein — die Sache ist nicht zu ändern! und Du mußt Dich nun doppelt in Acht nehmen. — Arthur

scheint nicht zufrieden mit Dir, denn er erwähnt Euer Verhältniß nicht, sondern läßt Dich nur grüßen und seiner unwandelbaren Liebe und Anhänglichkeit versichern. —"

„Weil er es nicht für möglich hält, daß man ihn ausschlägt," sagte Clara, „weil er sich für unwiderstehlich hält und glaubt, er brauche sich nicht um meine Gunst zu bemühen! — Ich werde ihm aber...., sobald wir verheirathet sind, die größte Kälte zeigen!"

„Thue das, mein Kind, aber nicht eher, als bis Ihr verheirathet seid; dann kannst Du thun, was Du willst, jetzt aber folge meinem Rath und spiele nicht länger die Grausame!"

Gegen Mittag fand sich Graf Waldburg bei Frau von Trautberg ein; er war in tiefer Trauer und meldete ihr den Tod der Gräfin Constanze von Waldburg, wie er ihr zugleich die Mittheilung machte, daß Herr Langen, der Geschäftsführer seiner verstorbenen Tante, ihm die Meldung gemacht habe, daß er sich nach Schloß Waldburg begebe und ihn eingeladen habe, auch daselbst zu erscheinen, um

hinsichtlich des Begräbnisses ihm seine näheren Befehle und Wünsche zukommen zu lassen.

„Meine arme Tante,“ sagte Waldburg ferner, „ist nun besser daran, als im Leben, — die Unglückliche lebte sich und Andern zur Last; meine Schwester wird dieser Verlust sehr ergreifen; sie hing mit warmer Liebe an der Verstorbenen und pflegte sie mit einer wahren Engelsgeduld. — Unermüdlich war sie besorgt, ihr Alles nach Wunsch zu machen und duldete auch Alles von der oft sehr gereizten Frau, — doch, Sie kannten ja meine Tante.“ —

„Ob ich sie kannte!“ seufzte Frau von Trautberg mit einem Blick gen Himmel. —

Als sich Waldburg erhob, um zu gehen, heftete er einen zärtlichen Blick auf Clara, die mit niedergeschlagenen Augen neben ihrer Mutter stand; dann sagte er zu der Letzteren: „Wenn meine Geschäfte geordnet sind, komme ich wieder hierher; — darf ich alsdann meine Aufwartung machen?“

Frau von Trautberg verneigte sich, und Clara erröthete so stark, daß sie sich abwenden mußte, um es zu verbergen. —

Waldburg aber verließ das Haus mit frohem Herzen. —

Eröffnung des Testaments.

Auf Schloß Waldburg hatten sich der Gräfin nächste Verwandte versammelt (nur Obrist Thalheim fehlte), um der Beisetzung beizuwohnen, die am dritten Tage nach ihrem Tode Statt fand.

Mit Pracht und Glanz, wie es der reichen und vornehmen Gräfin Waldburg zukam, wurde das Begräbniß ausgestattet.

Arthur ließ Alles mit sich geschehen, ohne ein Wort zu sagen; sein Schmerz war so groß, daß er an nichts dachte, als an seinen Verlust, sonst wäre ihm wohl aufgefallen, daß er so wenig von Herrn Langen gefragt wurde; doch kam auch eine Art von Zartgefühl dazu: er, der Fremde, war der Erbe, und der Neffe der Verstorbenen war durch ihn enterbt; deshalb ließ er gern Alles geschehen, wie Graf Waldburg es anordnete.

Das Begräbniß war vorüber; Gräfin Waldburg ruhte im Erbbegräbniß zwischen ihrem Gatten und ihrem Sohne; Arthur lehnte im tiefen Schmerz an ihrem Sarge; Graf Waldburg, der ihn im Glücke gehaßt hatte, war jetzt gerührt über ihn und ließ ihm gern den Platz des ersten Leidtragenden. — Die Reden am Sarge waren vorüber, der Gesang verklungen, noch immer stand Arthur im stillen Schmerz —; Einer nach dem Andern verließ den Kirchhof, nur er blieb zurück. — Plötzlich wurde sein tiefes, stilles Leid durch ein heftiges Weinen gestört, er blickte auf und sah den Obristen, welcher vor der Gruft stand. — Arthur eilte auf ihn zu. „Mein Freund, mein zweiter Vater!“ rief er und sank an seine Brust.

Ein lautes Schluchzen war die Antwort. „Ich glaubte, es sei vorbei!.... und da mußte ich doch noch dazu kommen...!“ stammelte der Obrist; „komm', Arthur! — komm'.... Dir zu Liebe bin ich hierher gekommen...., Du weißt, wie ich bin, — ich liebe so Etwas nicht! komm', — hier friert mich!“ — Arthur folgte dem Obristen, und Beide gingen dem Schlosse zu.

Nach minutenlangem Schweigen seufzte der Obrist: „Was wird nun aus uns werden? Sie war so gut gegen mich, ich konnte zu ihr kommen und bei ihr bleiben, wann und wie lange ich wollte; in den letzten Jahren war Waldburg mir zur Heimath geworden!"

„Mein theurer Obrist!" sagte Arthur und ergriff herzlich Thalheim's Hand, „Sie bleiben hier, in allen Ihren Gewohnheiten, Waldburg ist nach wie vor Ihre Heimath!"

„Mein guter Junge! — ich erwartete nichts Anderes von Dir, aber — bist Du auch gewiß...?"

„Ich fahre zur Stadt, wo in zwei Stunden das Testament eröffnet wird, das Sie hoffentlich ganz beruhigen wird! — Die Verwandten der Gräfin wollen bald zurückkehren; Frau von Richtern ist leidend, Graf Fels hat Geschäfte...."

„Freilich, freilich!" unterbrach ihn der Obrist, „die arme, kleine Ida ist nicht so glücklich, als sie es zu werden hoffte; der gute Richtern ist immer krank, er hat schon seit zwei Jahren das Fieber, braucht alle Bäder der Welt und keines hilft ihm; —

er soll fürchterlich hypochonder sein! — Die arme, junge Frau! Gut, daß er zu Hause geblieben ist und uns seine kleine Ida hergeschickt hat! —"

Der Augenblick war gekommen, in welchem die Versammelten ihr Schicksal hinsichtlich der Testamentsbestimmungen erfahren sollten; eine feierliche Stille herrschte, jeder der Anwesenden war mit seinem Interesse beschäftigt; Ida war bleich wie der Tod und hatte nur Augen für ihren Vater, dem sie besorgt die Kissen des Lehnsessels zurecht rückte; Graf Waldburg, der Jüngere, stand ruhig neben Graf Fels und dessen Sohn, einem jungen Manne von fast dreißig Jahren, der aber, seinem Vater gegenüber, sich als unmündiger Knabe zeigte, während Waldburg, in gleichem Alter mit ihm, durchaus selbständig auftrat.

Waldburg's Miene zeigte deutlich, daß er erwartete, er werde im Testamente bevorzugt sein, worin er auch durch Herrn Langen bestärkt wurde.

Thalheim saß und drehte einen Daumen um den andern, die Blicke an die Zimmerdecke geheftet, und wischte sich dann und wann die Thränen, die aus

seinen Augen über die braunrothen Wangen flossen, mit seinem Ärmel ab.

Arthur stand bleich, aber mit ruhiger Haltung, dem jüngeren Grafen Waldburg gegenüber; oft blickte er theilnehmend nach Ida hin, dann aber mit einem Blicke des Widerwillens auf ihren Bruder, und seine Züge sprachen dann einen Hohn und Triumph aus, den Waldburg nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte.

Alle Förmlichkeiten waren vorüber, das Testament wurde vorgelesen.

„Mein Schloß Waldburg" — der junge Graf erhob stolz sein Haupt; Arthur erblaßte, ihm war es, als geschehe jetzt seinetwegen eine große Ungerechtigkeit —; sein Haß wich, es drängte ihn sein Herz dazu, Waldburg die Hand zu reichen, das Wort: Versöhnung auszusprechen; der Vorleser aber fuhr fort: „Mein Schloß Waldburg mit alle den dazu gehörigen Vorwerken, Waldungen, Feldern, Gärten und Allem, was im Schlosse befindlich ist, wie es steht und liegt, vermache ich meinem geliebten Pflegesohne...."

Alle Anwesenden fuhren empor; Waldburg schoß einen wildfragenden Blick auf Langen, dann auf Arthur, der sich stolz, aber doch zitternd, emporrichtete.

„.... meinem geliebten Pflegesohn Ferdinand Wilhelm Grafen zu Waldburg, den ich hierdurch in alle die Rechte meines Sohnes einsetze. — Eben so vermache ich ihm auch....“

Ein Laut des Erstaunens entrang sich Ida's Brust, indem sie einen freudigen Blick auf ihren Bruder warf, dann aber sogleich besorgt auf Arthur blickte, der regungslos da stand und krampfhaft die Lehne eines Stuhles erfaßt hielt. Waldburg warf ihm einen triumphirenden Blick zu und drückte dann die Hand seines Vaters, der ihm freundlich zunickte.

„Eben so....“, fuhr der Vorleser fort, „vermache ich ihm ein Capital von fünfzigtausend Thalern, das auf den Gütern meines Schwagers, des Grafen Emanuel von Fels, als erste Hypothek steht. Meiner geliebten Nichte Ida....“

Ein Geräusch unterbrach hier die Vorlesung; Alle blickten hin, wo Arthur stand, der jetzt bleich und bewußtlos niedersank; eine Ohnmacht hatte ihn

niedergeworfen. — Ida flog auf ihn zu und kniete neben ihn hin; eben so Thalheim und der ältere Graf Fels, der Arthur in seine Arme schloß.

„Schwächling!" sagte Waldburg halblaut, „erbärmlicher, nichtswürdiger, interessirter Mensch!" —

„Bruder!" bat Ida, und Graf Fels ließ Arthur's Haupt sanft, aber schnell auf den Boden nieder, erhob sich mit seines Sohnes Hülfe aus seiner knienden Stellung und ließ sich von ihm an seinen früheren Platz zurückführen.

„Ida! Ida! komm' hierher!" rief der ältere Graf Waldburg, und sich nach dem Vorleser umblickend, fügte er mit der Ungeduld bejahrter Leute heftig hinzu: „Nun weiter, weiter! was sagt das Testament weiter! —"

Ida gehorchte zögernd, indem sie noch dem Obristen leise zuflüsterte, daß er für Arthur Sorge tragen solle. Der Obrist nickte ihr freundlich zu und führte Arthur, der anfing, sich zu erholen, aus dem Zimmer; ein Schimmer von Röthe kehrte zu gleicher Zeit auf Ida's Wangen zurück.

Wie vernichtet, ohne zu hören, zu sehen, zu

begreifen, was ferner geschah, saß Arthur im Nebenzimmer an der Thüre; er hörte nichts von Allem, was noch folgte, und nur, als Alles vorüber war und Waldburg seinen Vater heraus- und an ihm vorüberführte, Ida an ihm vorbeiging und, sich zu ihm niederbeugend, flüsterte: „Fassen Sie sich, Herr Hartlinger, und sein Sie überzeugt, ich freue mich von ganzem Herzen, daß meine Tante so gut für Ihre Zukunft gesorgt hat!" kam er wieder zu sich; er sprang auf. „Hohn! — noch Hohn!" murmelte er zwischen den Zähnen und stürzte fort, warf sich in seinen Wagen, fuhr nach Waldburg zurück, packte alles Geld, das er besaß, zusammen und wollte eben zu Fuß das Schloß verlassen, als der Obrist ihm entgegentrat.

„Was denn....? was machst Du denn?" fragte dieser erstaunt und blickte ihn vom Kopf bis zum Fuß voller Erstaunen an.

„Fort, fort will ich aus diesem verfluchten Schlosse, wo ich verhöhnt, verspottet, zum Spielwerk, zur Puppe gemacht worden bin; fort!" rief Arthur mit rollenden Augen.

„Bist Du toll? — Die schöne Erbschaft willst Du im Stiche lassen? — fortlaufen? dummes Zeug! in die weite Welt und Anderen die Sorge für Deine Geschäfte überlassen? — mit nichten, bleib' Du nur hier, Du weißt, ich verstehe nichts von Geldgeschäften....; mache Du nur selbst Alles ab! —"

„Ich — ich? — bin ich denn nicht enterbt? hat sie wirklich.... aber ich hörte doch — und wie ein Schwächling stürzte ich zusammen! — Obrist, — ich kann nicht hier bleiben!.... Graf Waldburg würde mich aus dem Schlosse weisen, wo er jetzt als Herr gebietet, und Frau von Richtern — würde mich meiner Schwäche wegen verachten! —"

„Ach was, mein Junge, Gemüthsbewegung! weiter nichts; ich habe ja auch geweint, wie nicht recht bei Trost, und schäme mich nicht! siehst Du, ich muß mir schon wieder die Augen wischen! — Daß Du das Schloß nicht geerbt hast, — na — freilich um Deinetwillen wäre es mir lieb gewesen, aber.... es ist doch einmal das Stammschloß der Familie.... und eine Leibrente von fünfhundert Thalern ist keine Kleinigkeit! Der alte Graf Fels

sagte es auch: für einen Menschen wie Du, der sie nichts anginge, ist es recht hübsch, recht hübsch! — An mich hat sie auch gedacht, die gute Frau; ich soll hier wohnen bleiben, habe Alles frei und bekomme monatlich dreißig Thaler Taschengeld! — Gott habe sie selig, die brave Frau!" —

„Ich — mir — hat sie fünfhundert Thaler Leibrente vermacht? — und wer.... wer zahlt diese aus?" fragte Arthur, wie aus einem Traume erwachend, „sie sagte mir doch...."

„Graf Waldburg! versteht sich, wer denn sonst, als der Universalerbe!" unterbrach ihn der Obrist.

Arthur fuhr gedankenvoll fort: „Aber sie sagte mir doch...."

„Freilich, — sie wollte die letzte Zeit im Frieden mit Dir leben, deshalb hat sie Dir weiß gemacht, daß Du Universalerbe seiest!" unterbrach ihn abermals der Obrist.

„Weiß gemacht?!.... ja wohl, ja wohl!" rief Arthur, „mein ganzes Leben war Täuschung, wie könnte es anders sein?" —

„Nun wirst Du wohl wieder vernünftig werden,

mein Junge!“ versetzte Thalheim, „geh' Du zu Herrn Langen, laß Dir Alles erklären und reise dann, wenn Du hier nicht bleiben willst; mich aber suche auf, ehe Du das Schloß verläßt, hörst Du? — Nun adieu!“ —

Der Obrist ging und ließ Arthur gedankenvoll zurück. Ihm war so unendlich weh im Herzen, eine unbeschreibliche Bitterkeit hatte seine ganze Seele erfaßt; Graf Waldburg, dem der erste Haß seines jungen Herzens geweiht war, den er besiegt zu haben glaubte, dessen Hoffnungen er zertreten wollte, an dem er sich rächen wollte, er triumphirte nun, und sie, — die Frau, welche ihn aus dem Dunkel der Armuth hervorgezogen hatte, die ihn alle Freuden des Lebens kennen lehrte, die ihn an Luxus aller Art gewöhnte, von der er sich geliebt glaubte, an der sein ganzes Herz mit kindlicher Liebe und Vertrauen gehangen hatte, sie hatte ihn getäuscht, aus großer Selbstsucht hatte sie ihn hintergangen! — Sein heiterer Sinn hatte sie zerstreut, deshalb ließ sie ihn an ein Glück glauben, an ein Glück, so unermeßlich groß....! Er sollte sie nicht verlassen,

deshalb belog und betrog sie ihn! — Verzweiflungsvoll warf er sich auf sein Lager, sprang wieder auf, maß in großen Schritten sein Zimmer und kämpfte mit seinen Gefühlen einen schweren, schweren (wie er glaubte den schwersten) Kampf. Endlich, als ob er sich selbst in dem Entschlusse bestärken wollte, den er gefaßt hatte, rief er laut aus: „Nein, ich will kein Almosen! — mögen sie ihr Geld behalten, ich schlage es aus!" und schnell schickte er sich an, Herrn Langen aufzusuchen.... Da trat plötzlich Clara's Bild in seine erregte Seele.

„Clara! meine Clara!" rief er, „ja an Dich kann ich noch glauben! um Deinetwillen muß ich — mich demüthigen! — O Clara! bei Dir will ich Trost suchen, Dir will ich mein Leben weihen, in dem Gedanken an Dich ruht die müde Seele aus! — Du — Du liebtest den Unbegüterten, den Namenlosen, — Du zögertest, dem Reichgeglaubten Dein Jawort zu geben, — Dir wird der arme Arthur noch werth und theuer sein! — Du kannst lieben! wahr und rein! Dich habe ich verstanden, hohe, edle, reine Seele!" —

Gefaßter und ruhiger begab er sich zu Herrn Langen, um seine Geschäfte mit diesem zu besprechen und zu ordnen. —

Abschied von der Heimath.

Nachdem sich Arthur mit Herrn Langen länger als eine Stunde besprochen und demselben die gehörigen Vollmachten ausgestellt hatte, kehrte er in sein Zimmer zurück, rief seinen Diener, ließ seine Habseligkeiten zusammenpacken und befahl ihm, dieselben in's Wirthshaus zu schaffen. Der Diener gehorchte zögernd.

„Willst Du noch Etwas?" fragte Arthur barsch.

„Ich wollte fragen, ob der gnädige Herr mich zu behalten gedenken!" fragte der Diener.

„Und weshalb?" rief Arthur stutzig.

„Weil ich den Dienst bei Ew. Gnaden jedem andern vorziehen würde...., allein....", und er drehte verlegen die Daumen ineinander.

„Wozu also die Frage? ich habe Dich ja nicht verabschiedet!" versetzte Arthur.

„Das wohl, — aber — der gnädige Herr Graf von Waldburg würden, — im Fall Sie mich verabschiedeten...."

„Ach so, — Graf Waldburg, — also auch nach Dir verlangt er?" unterbrach ihn Arthur bitter.

„Das nicht, aber.... wenn Sie mir vielleicht gestatteten, den Dienst hier im Schlosse schon nächsten Monat anzutreten....! aber der Dienst bei Ew. Gnaden ist und bleibt mir der liebste...."

„Hier ist Dein Lohn! — schaff' meine Sachen fort und laß Dich nicht ferner vor mir sehen!" rief Arthur.

„Ach, wie gnädig!" rief dagegen der Diener, „der junge gnädige Herr will einen armen Teufel, wie ich bin, nicht um einen so guten Dienst bringen; nun, Gott wird es Ew. Gnaden vergelten!"

„Schaff' meine Sachen fort!" donnerte Arthur's zornbebende Stimme, indem er mit dem Fuße stampfte. Der Diener gehorchte eilig, und langsam

folgte ihm Arthur nach. Er hatte Alles zurückgelassen, was nicht ganz und ungetheilt sein gehörte, sogar Geschenke der Pflegemutter ließ er unberührt stehen, nur ein kleines Miniaturbild derselben, das auf seinem Schreibtische stand, hatte er zu sich gesteckt und war dann die breite Steintreppe schon halb herabgeschritten, als Ida, aus ihrem Zimmer kommend, ihm den Weg vertrat.

„Herr Hartlinger!" rief sie, und wie sie weiter sprach, zitterte ihre Stimme merklich; „weshalb verlassen Sie das Schloß?"

Arthur erblaßte. „Meines Bleibens ist hier nicht länger!" sagte er, „ich bin ein Fremder geworden hier im Hause und ziehe mich bescheiden zurück, wo man mir, wenn ich anders handelte, durch den Reitknecht die Thüre weisen lassen würde."

„Welche Bitterkeit! — Herr Hartlinger, wie kommen Sie mir vor?" rief Ida; Arthur aber, indem er versuchte, an ihr vorbei die Treppe hinabzueilen, rief kurz: „Leben Sie wohl, gnädige Frau!"

Ida hielt ihn zurück. „Nicht doch!" rief sie,

„kommen Sie herein in mein Zimmer; wir müssen uns gegenseitig aussprechen!“

Sie ging voran, mechanisch folgte Arthur. Ida warf sich auf den Divan, auf denselben Divan, wo Gräfin Waldburg so oft gelegen und Arthur, an ihrer Seite sitzend, ihr vorgelesen hatte.

„Setzen Sie sich!“ gebot die junge Frau; Arthur gehorchte. „Nun sagen Sie mir, Herr Hartlinger, was kann Sie bewegen, so heimlich und so bald das Schloß zu verlassen?“

„Gnädige Frau, Sie müssen ja wissen, — was mich dazu bewogen hat, ersparen Sie mir jede nähere Erörterung!“ bat Arthur.

„Sie müssen mir Ihre Gründe sagen, um Ihretwillen und — um meinetwillen!“ sagte Ida, indem sie die Stimme sinken ließ.

„Gnädige Frau....! mich rufen Geschäfte nach der Stadt....!“

„Nein, das ist es nicht, was Sie von hier hinwegtreibt!“ sagte Ida im ernsten Tone und blickte ihn mit ihren klaren Augen forschend an; „nein, Hartlinger, das ist es nicht! — Lassen Sie mich

in Ihr Herz blicken! sagen Sie mir die Wahrheit; wie Sie einst von mir Wahrheit verlangten, verlange ich sie jetzt von Ihnen! — Wissen Sie noch, Hartlinger, als ich Ihnen meine aufrichtige Meinung von Ihrem Charakter sagen sollte?“ —

„O, gnädige Frau! — an was, — an welche Zeit erinnern Sie mich!“ rief Arthur, und eine fieberhafte Röthe färbte seine Wangen, während die ganze Bitterkeit der Stunden, die jener Unterredung gefolgt waren, sein Herz erfaßte und ihn alles Andere, nur jene Kränkung nicht, vergessen ließ. —

Ida fuhr fort: „Damals hielt ich Sie für leichtsinnig, für noch nicht gereist genug, um Lob ertragen zu können, ... jetzt ....“

Arthur horchte auf. „Was ist das?“ fragte er sich selbst und sein Auge weilte staunend auf Ida's glühendem Antlitz. „Und jetzt, gnädige Frau?“ fragte er höhnend.

„Jetzt habe ich erkannt, daß ich damals Unrecht hatte, Ihr Vertrauen zurückzuweisen, — jetzt ....“, und sie hielt ihm die Hand entgegen, „jetzt bitte ich Sie, es mir zu schenken!“

Arthur küßte mit ironischer Höflichkeit Ida's Hand und sagte: „Nun, gnädige Frau, da Sie es verlangen:.... mir ist es peinlich, dem Grafen Waldburg etwas zu danken, das Schloß ist sein und...."

„Hartlinger!" unterbrach ihn Ida, „was that Ihnen mein Bruder?" und schnell zog sie ihre Hand zurück; „was können Sie meinem Bruder vorwerfen? — Hartlinger, lassen Sie mich nicht irre werden an Ihrem Charakter! — Sie waren leichtsinnig, flüchtig, — aber auch edel; Sie waren verschwenderisch, aber — das, — was ich jetzt zu fürchten beginne, — nein, das waren Sie früher nicht!"

Sie blickte so unruhig in Arthur's höhnisch verzogene Züge, ihre Wangen färbten sich höher und höher, und mit der weißen Hand die dunklen Locken von der Stirne streichend, sah sie ihn so ängstlichfragend an, daß ihm wurde, — er wußte selbst nicht wie: er fühlte Dankbarkeit für die junge Frau und verwarf dies Gefühl als eine Schwäche; es zog ihn zu ihren Füßen, und doch zitterte ein Fluch

auf seinen Lippen; endlich preßte er die Worte hervor: „Sie halten mich für mißgünstig?“

Ida, den Blick noch immer fragend auf ihn gerichtet, neigte bejahend das Haupt.

„Sie glauben, daß ich Graf Waldburg beneide?“ fuhr Arthur höhnisch lächelnd fort.

„Nein, das nicht, — aber ich fürchtete, irre an Ihnen zu werden!“ erwiderte Ida.

„Nein, gnädige Frau! das ist nicht das Gefühl, welches mich forttreibt! — im Gegentheil, ich hege die Überzeugung, daß Graf Waldburg Ursache hat, mich zu beneiden, nicht ich ihm sein Geld, denn....; doch das gehört nicht hierher! Da ich aber in Ihren Augen nicht gerne für schlechter gelten will, als ich bin, so will ich Ihnen gestehen, daß ich vor drei Jahren unfreiwilliger Zeuge war, wie der edle Graf, Ihr Bruder, Ihnen vertraute, daß er mich, — sobald er Herr des Schlosses sei....“. Er stockte; Ida sprang erblassend auf. —

„Diesem zuvorzukommen,....“ hauchte Arthur mit stockendem Athem, „verlasse ich freiwillig das Schloß.“

Er verneigte sich und eilte zur Thüre hinaus. Stumm und bewegt blieb Ida stehen; als aber die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, kam wieder Leben in sie; sie rief laut seinen Namen; — aber Arthur hörte nicht, er war schon die Treppe hinunter. —

Noch war jedoch Arthur's Prüfung nicht vorüber, denn auf dem Wege zum Wirthshause begegnete er Waldburg, der ihn freundlich ansprach und ihn ersuchte, es sich auf Schloß Waldburg als sein Gast so lange gefallen zu lassen, als es ihm gefiele, zu bleiben.

Arthur dankte kalt und empfahl sich kurz; Waldburg begab sich zu seiner Schwester.

„Mehr konnte ich nicht thun!“ rief er ihr schon von der Thüre aus entgegen, „dieser Mensch ist das undankbarste Geschöpf, das es giebt, — er läuft fort wie toll, während er Gott danken sollte für Alles, was unsere Familie an ihm gethan hat und noch thut! — Aber Du hast ja geweint?“

„Ich dachte an die Tante!“ versetzte Ida und erröthete über die Unwahrheit, die sie sprach.

„Gute Tante! sie hat es doch gut mit uns gemeint, Ida!“ sagte Waldburg und blickte sich rings im Zimmer um, „doch wegen des Hartlinger's habe ich, Dir zu gefallen, gethan, was Du wolltest; mehr kann ich nun nicht thun!“

„Gewiß nicht, Bruder!“ rief Ida schmerzlich, aber bestimmt, „wir können Nichts mehr thun, als ihn seinem Schicksale überlassen!“ —

„Abgemacht, Schwester! und es ist so recht gut, mich hätte er doch incommodirt!“ rief Waldburg; „Langen soll ihm die Leibrente auszahlen, so will er es, und ich habe, Gott sei Dank! nichts mehr mit ihm zu thun!“ —

Arthur war im Wirthshause angekommen; in der kleinen, ärmlichen Dorfschenke nahm er Quartier, und hier saß er nun, den Kopf auf die Hand gestützt, und hing seinen Gedanken nach; bald machte er sich Vorwürfe, nicht freundlicher gegen Ida gewesen zu sein, bald fand er, daß er schon zu viel that, als er ihr in das Zimmer folgte; mit seiner Kälte gegen Waldburg war er zufrieden, sie war schneidend gewesen! — Waldburg durfte den Kampf

in seinem Innern nicht ahnen, aber fühlen sollte er, recht fühlen, wie gering er ihn schätze! —

Der Wirth trat ein.

„Nun, Herr Arthur!“ sagte der Alte, „wo geht's denn eigentlich hin? — ich dachte immer, daß Sie unser gnädiger Herr bleiben würden! — und das Röschen, — na, die weint sich schon die Augen aus! es will ihr nicht in den Kopf, daß sie ihren lieben Junker nicht mehr sehen soll. — Röschen hat es nicht vergessen, daß sie einst von Ihnen aus dem Wasser gezogen worden ist.“

„So, denkt Röschen noch daran?“ fragte Arthur.

„Sie ist ganz und gar in den Junker vernarrt, und wenn sie es nicht sagt, so will sie es nur nicht sagen, daß es das ist, weshalb ihr Keiner ansteht; — na, es ist gut, daß der Junker uns verläßt!“

Arthur lächelte, erwiderte aber nichts. Der Wirth schwatzte noch einige Zeit, dann fragte er wieder: „Nun, wo geht es denn so eigentlich hin?“

„In die weite Welt, Walter! immer weiter fort!“ sagte lächelnd Arthur.

„Und kommen niemals wieder nach Waldburg?“

„Nein, Walter, hierher komme ich nicht wieder!“

„O weh! o weh! und doch ist's gut, da kommt mein Mädel auf andere Gedanken. — Wann geht's fort?“

„Sobald die Post hier vorüberkommt.“

„Ach, Du lieber Gott! das ist ja schon heute Abend!“

„Ja wohl, guter Walter, ich verlasse meine Heimath schon heute Abend,“ erwiderte wehmüthig lächelnd Arthur.

Der Wirth ging kopfschüttelnd fort, und Arthur versank wieder in das frühere Nachdenken; da klopfte es plötzlich leise an die Thüre, ein frisches Mädchenantlitz blickte herein und rief: „Der Herr Obrist kommt vom Schlosse her, ich bin ihm vorausgelaufen, um es zu sagen.“ — Röschen, denn sie war es, wollte wieder fort, Arthur aber sprang auf.

„Röschen!“ rief er, „Röschen, komm' herein!“

Röschen blieb stehen, verschämt hielt sie sich die Augen zu.

„Mein gutes Röschen,“ rief Arthur, „bist Du mir noch gut?“

Das junge Mädchen blickte ihn freundlich und offen an. „Ach, von ganzem Herzen!“ rief sie treuherzig.

„Ich Dir auch, mein Kind!“ erwiderte Arthur, „ich will Dich auch nicht vergessen, wenn ich fort bin, und Dir einen Dienst in der Stadt verschaffen bei einer Dame, so lieb, so gut und schön! — wirst Du ihr auch treu dienen und sie recht lieb haben?“

„Gewiß, Herr Arthur!“ rief mit leuchtenden Augen das Mädchen und Thränen fielen aus ihren blauen Augen auf Arthur's Hand; „gewiß!“

Arthur's Herz war so weich geworden; er strömte über von Zärtlichkeit.

„Du liebes, gutes Mädchen!“ rief er, umschlang sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen; an Clara denkend, küßte er Röschen.

In diesem Augenblicke trat Obrist Thalheim ein.

„Ei, ei! da komme ich wohl ungelegen?“ rief er, und mit einem Schrei entfloh Röschen zur offnen

Thüre hinaus; Arthur aber rief lachend aus: „Nicht im Geringsten! ich nahm nur Abschied von meiner Jugendfreundin!“

„Ja so, mein Junge! — nun, ich gratulire, Röschen ist nicht übel! Hätte sie mir nicht gesagt, wo Du zu treffen wärest, ich wartete noch in meiner Stube auf Dich; — nun aber theile mir mit, was Du beschlossen hast, alle Deine Pläne will ich wissen! — Was willst Du anfangen?“

„Mein lieber Obrist!“ versetzte Arthur, „noch bin ich nicht einig mit mir selbst; auch muß ich noch mit Anderen Rücksprache nehmen. — Für's Erste reise ich nach ..., und von dort aus melde ich Ihnen meine Beschlüsse.“

„Gut, gut, mein Junge! — aber — ist das nicht schon die Post? —“

„Sie ist's!“ rief Arthur und sein Athem stockte, „leben Sie wohl!“

Thalheim umarmte ihn, fest drückte er ihn an seine Brust und stammelte schluchzend: „Ich bin Dein Freund, auf mich kannst Du immer rechnen!“ Und sich fassend und lächelnd nach einem Fenster

zeigend, hinter dessen Gardinen ein weinendes Mädchen lauschte, fügte er hinzu: „Die da will ich zu trösten suchen und ihr Nachricht von Dir geben; nun adieu!" — Er wandte sich und eilte, so schnell er konnte, dem Schlosse zu.

Treuherzig schüttelte Walter Arthur's Hand und wünschte ihm alles nur denkliche Gute; Arthur aber suchte zerstreut umher, dann warf er noch einen langen Blick nach Röschens Fenster, sprang in den Wagen und fuhr nach ..., wo er eine liebende Braut zu finden hoffte.

Zwei Briefe.

Kaum in ... angekommen, eilte Arthur nach Frau von Trautberg's Wohnung; auf dem Wege dahin traf er Heinrich, der ihn mit den Zeichen der innigsten Freude begrüßte.

„Endlich bist Du wieder da und bleibst nun wohl bei uns!" rief er, und Arthur erwiderte gerührt: „Mein lieber, guter Heinrich! ich bleibe nun

hier und verlasse Euch nicht wieder; aber sage mir, wie befindet sich Deine Mutter, — Deine Schwester?"

„Gut, ganz gut!" rief Heinrich seinem Freunde zu, ihn mit leuchtenden Augen betrachtend; „sie sind Beide auf's Gut gefahren."

„Fort? —" rief Arthur bestürzt, „fort?"

„Nur zwei Stunden weit von hier, auf das Gut, welches ich bewirthschaften soll, — ja so, Du weißt ja noch nicht, daß ich mich angekauft habe, — nun, wenn Du willst, so fahren wir morgen hinaus."

„Morgen? — nein, heute! heute schon muß ich sie sehen, sprechen! Kannst Du mich nicht begleiten, so fahre ich allein; keine Stunde kann ich länger warten, ich muß mit ihnen sprechen."

„So — so! — Du hast mit der Mutter zu sprechen? — Nun erklärt es sich auch, weshalb sie mir auftrug, Dir einen Brief zu geben, den sie mir übergab, im Falle, daß ich Dich früher als sie sehen sollte."

„Einen Brief? — wo? — schnell gieb mir den Brief!" rief Arthur leidenschaftlich.

„Da werden wir wohl erfahren, ob sie heute oder morgen zu sprechen ist!“ erwiderte ruhig Heinrich; Arthur aber, in höchster Ungeduld, rief: „So gieb doch! gieb!“

„Gleich, gleich!“ war die phlegmatische Antwort, und Heinrich suchte in seinen Taschen herum. „Na, da — da ist er!“

Arthur riß ihm den Brief aus der Hand und lief wie unsinnig damit fort; staunend blickte ihm Heinrich nach.

„Der arme Junge wird sich doch nicht in Clara verliebt haben?“ dachte er und setzte kopfschüttelnd und nachdenkend seinen Weg weiter fort.

Arthur erreichte athemlos seine Wohnung, warf sich auf ein Sopha, — drehte den Brief zwischen den Fingern, — wollte ihn öffnen und wagte es nicht, — endlich — erbrach er ihn. — Er las, aber es schwammen vor seinen Augen alle die Buchstaben durcheinander; — endlich, seine ganze moralische Kraft zusammennehmend, las er bis an's Ende, — Buchstabe nach Buchstabe, allein den Sinn hatte er noch nicht gefaßt. Noch einmal las

er, — und jetzt verstand er die Worte, — aber — jetzt traute er seinen Sinnen nicht.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, er dachte nach, — er las, las immer wieder, und endlich blieb er in starrer, kalter Ruhe regungslos sitzen. — Lange, lange saß er so, dann brach er in ein gellendes Hohnlachen aus, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne, riß sich wild in den Haaren und rief: „O Menschheit! Menschheit! giebt es denn keine Wahrheit, keine Treue mehr? — Verflucht sei mein Glaube an die Menschen, verflucht sei das Weib, der ich mein ganzes Herz geweiht hatte, — Alles, Alles verfluche ich!“ Kraftlos stürzte er nieder. Sterben, jetzt sterben! das war sein Gedanke, der einzige, den er noch fassen konnte. — War er doch vereinsamt, lebend todt, — sein Dasein hatte für Niemand mehr Werth; Keinem flößte er mehr Interesse ein, was sollte er noch auf der Welt! — Da kratzte und scharrte es an der Thüre, — immer heftiger, immer ängstlicher; — Arthur richtete sich in die Höhe, er sprang auf.

„So ist doch noch ein Wesen auf der Welt,

das mich liebt!" rief er schmerzlich, ging zur Thüre, öffnete, und — staubbedeckt, mit weit aus dem Halse hängender Zunge, sank, halbtodt vor Ermattung, der treue Sultan zu seines Herrn Füßen; dort blieb er, das matte Auge zärtlich auf ihn gerichtet, regungslos liegen.

Arthur's erste Bewegung war, sich zu seinem Hunde herabzubeugen, ihn zu streicheln; die zweite, ihn mit dem Fuße zu stoßen, indem er ausrief: „Fort, Bestie! — Du bist nicht treuer, nicht besser, als die Andern, Mensch und Thier, — Beides Bestien! —"

Leise winselnd senkte Sultan den Kopf, und bereuend neigte sich Arthur wieder zu ihm; er streichelte ihn von Neuem, er brachte ihm zu trinken, und seinen zottigen Kopf in beide Hände nehmend, blickte er ihn lange traurig an, bis heiße Thränen aus seinen Augen auf das treue Thier fielen, das, ein Bild der rührendsten Ergebenheit, zu seinen Füßen lag.

Es wurde milder in seinem Herzen; er dachte an Clara; Zweifel stiegen in ihm auf. „Kann

ich mich nicht auch getäuscht haben? — weiß vielleicht Clara nichts von dem Briefe ihrer Mutter?! —"

Noch einmal las er wie folgt:

„Mein bester Herr Hartlinger!

Wie schmerzlich bewegt ich bin, indem ich diese Zeilen niederschreibe, vermag ich Ihnen nicht zu sagen! Da Sie die große Freundschaft, die ich für Sie hege, kennen, werden Sie selbst beurtheilen können, was ich leide, indem ich Ihnen mittheilen muß, wie meine Tochter nach genauer Prüfung ihrer Gefühle gefunden hat, daß sie sich in der Beschaffenheit derselben getäuscht hat, und daß es ihr nicht möglich ist, Ihre Gattin zu werden. — Verzeihen Sie dem Kinde, daß sie einen Augenblick sich selbst getäuscht hat, — und sein Sie überzeugt, daß Niemand wärmere Wünsche für Ihr Wohlergehen hegen kann, als Clara und ich! Zürnen Sie mir nicht und erhalten Sie auch ferner Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen

Ihrer

ergebenen Marie v. Trautberg,

geb. von Milau."

„Clara weiß nichts von Alle dem! Clara konnte nicht lügen! sie konnte sich nicht täuschen! hat sie mir nicht zwei Jahre hindurch täglich Beweise ihrer Liebe gegeben? — Nein, es ist nicht möglich! — Wollte sie nicht Noth und Armuth mit mir theilen?" rief Arthur, und sich immer mehr in diesem Glauben bestärkend, fuhr er aufgeregt fort: „Nein, Clara kann nicht täuschen! ich will sie sehen, sprechen! und mag dann ihre Mutter sagen, was sie will, — mag sie dagegen sein oder nicht, — mitten aus der Hölle würde ich sie reißen! —"

Neuer Muth kehrte in seine aufgeregte Seele zurück, er fing wieder an zu glauben, zu hoffen, — er lebte wieder.

„Nein!" sagte er endlich zu sich selbst, „heute nicht! — heute bin ich zu aufgeregt, aber morgen, morgen will ich hinaus zu ihr! — Im Beisein ihrer Mutter — kann ich ihr da Alles so sagen, wie mein Herz es empfindet? — Ich will ihr schreiben! — aber — wird der Brief in ihre Hände gelangen, ohne daß ihre Mutter....? — Ach, mein ehrlicher Heinrich, er soll den Brief bestellen, seiner bin ich sicher!" —

Immer überzeugender, immer klarer wurde ihm der Glaube: Clara fiel als Opfer, sie dachte vielleicht mit gleicher Sehnsucht an ihn, wie er an sie; er sah sie weinen, fühlte, wie ihre weiche, milde Seele schmerzlich ergriffen war, wie sie nicht wagte, der Mutter zu widersprechen. — Diese aber wollte ein Wiedersehen vermeiden, deshalb mußte seine Clara der harten Frau folgen.

„Nein, meine Geliebte!" rief er begeistert aus, „Dein Ritter naht! fasse Muth, ich komme!" —

Er war so sicher geworden, aller Schmerz war verschwunden, freudig, muthvoll strahlte sein schwarzes Auge, und leichten Schrittes durchstreifte er die Stadt. —

Tags darauf schrieb er einen Brief voll der innigsten Versicherungen und Schwüre an Clara, siegelte ihn und steckte ihn zu sich; dann suchte er seinen Freund Heinrich auf. Er fand ihn zu Hause.

„Ach, Hartlinger! gut, daß Du kommst!" rief dieser ihm mit freudestrahlendem Blick entgegen, „da habe ich eben einen Brief von meiner Schwester erhalten."

„Von Clara?“ rief Arthur lebhaft.

„Ja wohl! — einen Brief voller Glück! rathe einmal!!“

„Glück? Clara ist glücklich? — so ist die Mutter wieder einverstanden mit ihr?“ fragte Arthur lebhaft.

„Das wohl, denn ...., nein, ich kann nichts verschweigen, was mir Freude macht! Clara ist Braut!“

„Braut? .... o Du Herzensfreund!“ jubelte Arthur und umarmte ihn feurig.

„Du gute, treue Seele!“ rief Heinrich gerührt und küßte recht herzhaft den Freund, „Gott sei Dank, ich habe mich geirrt!“

„Braut!“ jubelte Arthur noch einmal, „und wann darf ich also hinaus?“

Da kratzte sich Heinrich hinter den Ohren.

„Ja so!“ sagte er, „das habe ich beinahe vergessen, — die Sache soll noch ein Geheimniß bleiben — wegen der Trauer!“

„Nun ja, aber....?“

„Aber Du sagst nichts, — das weiß ich! — doch lies selbst, was Clara schreibt!“

Arthur nahm den Brief, er war von Clara's Hand geschrieben und lautete wie folgt:

„Mein geliebter, guter Bruder!

Wie böse wurde ich immer auf Dich, wenn Du mich mit Graf Waldburg necktest; Du weißt, wie oft ich Dir sagte, „„daß er ebensowenig an mich denke, als ich an ihn;““ nun aber will ich Dir nur gestehen, daß ich schon damals eine Neigung für ihn empfand, und daß ich auch schon wußte, wie er mich liebte! —

Vorgestern hielt er schriftlich bei Mutter um meine Hand an, und mit welcher Freude ich ihm mein Jawort gab, kannst Du Dir denken! —

In wenig Tagen hoffe ich, ihn hier zu sehen; dann auch Dich hier zu wissen, würde mich herzlich freuen.

Auf dem schönen Schlosse Waldburg, meinem künftigen Wohnort, hoffe ich, soll es Dir auch ferner so gut gefallen, als damals, wo wir gemeinschaftlich die gute verstorbene Tante besuchten und....“

Weiter las Arthur nicht; er faltete, anscheinend ruhig, aber bleich wie der Tod, das Papier zu-

sammen, gab es Heinrich zurück und lehnte sich dann schweigend in seinen Sessel zurück.

„Hast Du gelesen?“ fragte Heinrich.

„Ja!“ antwortete Arthur mit fester Stimme.

„Meine Schwester ist sehr glücklich!“

„Sehr glücklich!“ antwortete Arthur, „ich gratulire Dir! Giebt es sonst etwas Neues? —“ und Arthur scherzte und lachte noch eine Weile so, daß der ehrliche Heinrich glaubte, ihm sei so wohl um's Herz, wie ihm selber, ja er glaubte fast, ihn noch nie so heiter, so ausgelassen gesehen zu haben. —

Es war der Todeskampf eines brechenden Herzens! Das verstand aber Heinrich nicht.

Als Arthur das Haus verlassen hatte, zog er seinen an Clara gerichteten Brief hervor, zerknitterte ihn, riß ihn in kleine Stücke und trat diese in den Straßenschmutz; dann ging er still und ruhig nach Hause, — pfiff seinem Hunde, streichelte dessen Haar, blickte ihm lange in die treuen Augen und brach dann mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit im Tone in die Worte aus: „Du bist mir geblieben! Du allein! ein Hund!“ —

Arthur empfand keine Liebe mehr und keinen Haß für Clara, sie und die Menschheit waren ihm plötzlich ganz gleichgültig geworden, er erwartete nichts mehr von den Menschen, er hoffte nichts mehr vom Leben; ein einziger bitterer Augenblick hatte ihn, den Jüngling, zum erfahrenen Mann gemacht!

„Mag Clara Waldburg lieben, ihn heirathen oder nicht, gleichviel!“ so dachte er und lebte still und zurückgezogen ein apathisches Leben dahin; sah fast Niemand, sprach fast nie, außer dann und wann ein Schmeichelwort, das er an Sultan richtete.

So verfloß ein halbes Jahr und länger, da erhielt Arthur einen Brief von Heinrich; er zeigte ihm die Heirath seiner Schwester Clara an. —

Diese Nachricht riß ihn unwillkürlich aus seiner Ruhe empor; seine gekränkten Gefühle erwachten aus dem Schlafe, und es folgten nun Stunden, wo er sich der Verzweiflung überließ, wo er sogar nach dem Pistol griff, um seinem Leben ein Ende zu machen.

Allein auch an ihm erprobte sich die Macht der Zeit; er wurde wieder ruhiger, endlich sogar heiter.

Er floh die Menschen, die er einst, von Menschen-

liebe getrieben, gesucht, dann gehaßt, verachtet und geflohen hatte, nicht mehr; er glaubte, sie jetzt zu kennen, sie zu seinem Vergnügen, zu seiner Unterhaltung benutzen zu müssen, und hielt dies für die wahre Lebensweisheit.

Er kehrte in die Kreise, die er früher besucht hatte, zurück, theilte ihre Freuden, lachte, scherzte mit ihnen, verlachte aber auch ihre Schmerzen. Das Gute, das jeder Mensch, auch der schlechteste, in sich trägt, zu finden, bestrebte er sich nicht; doch das Schlechte, was in fast eines jeden Menschen Herzen verborgen liegt, zu suchen, zu beleuchten, darüber zu grübeln, das war seine Lust, sein Streben! — Deshalb stand er allein und verlassen mitten unter Universitätsfreunden und Bekannten, ja seiner bittern Äußerungen halber wurde er endlich sogar geflohen; da wurde er nur noch verschlossener, er zog sich wieder zurück von den Menschen und träumte sich in der Einsamkeit eine Welt voll Wesen, wie er sie auf Erden niemals finden konnte.

Die vornehme Welt haßte er vorzugsweise, und doch zog sie ihn an, seine Erziehung, seine frühe-

sten Erinnerungen, Alles wies ihn in ihre Kreise; er fühlte sich heimisch unter den Vornehmen, dem Adel, aber sein bürgerlicher Stolz, der nun erst erwachte, hielt ihn zurück, sich unter sie zu mischen, und die bürgerlichen Gesellschaften ekelten ihn an. — Er fand die Ansichten seiner Standesgenossen kleinlich, beschränkt. — „Aber — könnte, müßte es nicht anders werden? — Sollte der so lange dominirende Adel nicht einmal zum Weichen gebracht werden? — Sollte nicht einmal das Volk....?" So grübelte er fort und fort. —

Heinrich, der Einzige, den Arthur's kurzes, barsches Wesen nicht zurückschreckte, fuhr fort, ihn aufzusuchen, so oft er in die Stadt kam, und bestürmte ihn mit Einladungen, ihn zu besuchen. Alles bot der arme, gute Heinrich auf, den Freund zu zerstreuen, ihn seinem Kummer zu entziehen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Was an Arthur's Sinnesänderung schuld sei, wußte er nicht, denn Arthur war verschlossen auch gegen ihn, und so glaubte er denn, wie alle die Andern: es sei das für ihn ungünstige Testament der Pflegemutter,

das ihn verstimme; begriff es zwar nicht recht, daß gerade Arthur so an zeitlichem Besitz hängen sollte, beklagte ihn aber aufrichtig, während Andere ihn bitter tadelten.

„Arthur, der arme, verwöhnte Arthur," so dachte und sprach Heinrich, „der sich Alles erwartet und nun verhältnißmäßig so Wenig erhalten hat! — nein, das ist wirklich kein Spaß, und Arthur ist sehr zu beklagen!"

Doch wußte der ehrliche Heinrich nicht, was er that, indem er seinem Freunde von Clara erzählte, wie glücklich das junge, neuvermählte Paar sei, und wie er sich freue, im Herbste jedes Jahres die Jagden in Waldburg mitzumachen; er wußte nicht, welchen Dolch er in seines Freundes Herz drückte, wenn er ihm vorschlug, ihn dorthin zu begleiten, und hinzufügte: „Clara wird sich gewiß herzlich freuen, Dich wiederzusehen!"

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Eglantine Ein Roman von der Prinzessin

Bd.: 1

Berlin 1852